P. o. germ.
49 nb

Paulus

Erzählungen

von

Caroline Paulus

geborne Paulus.

Heidelberg,
August Oßwald's Universitätsbuchhandlung.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck u. Papier von C. L. Brede.
in Offenbach.

I.

Aus Scherz kann Ernst werden.

Frau Anna von Lilienfeld hatte das Unglück ihren Gatten früh zu verlieren. Ihr Sohn Theodor war damals erst 14 ihre Tochter Clotilde erst 11 Jahre alt. Diese beiden vielversprechenden Kinder waren ihr einziger Reichthum, ihr Glaube an die Vorsehung, ihr einziger Trost. Nur durch Sparsamkeit und unermüdeten Fleiß gelang es ihr, sich und ihre Kinder, wiewohl anfangs sehr dürftig, zu ernähren. Sie besaß so viele Kenntnisse, daß sie diese selbst im französischen, italienischen und englischen, auch in andern wissenschaftlichen Fächern gründlich unterrichten konnte. Die schnellen Fortschritte, welche ihre Kinder machten, erregten bald Aufmerksamkeit, und

es dauerte nicht lange, so wurde sie von mehreren Eltern in der Stadt ersucht, auch ihre Töchter an diesem Unterricht theilnehmen zu lassen. Die Zahl ihrer Zöglinge vermehrte sich in Kurzem so sehr, daß sie mehrere abweisen mußte, um doch auch noch einige freie Stunden für sich und für die individuelle Ausbildung ihrer eigenen Kinder übrig zu behalten. Frau von Lilienfeld war schon früher allgemein geachtet, und jetzt noch mehr, da sie so vielen Familien nützlich wurde. Man belohnte sie gerne, und zum Theil so reichlich, daß sie bei ihrer strengen Sparsamkeit, alle Jahr einige hundert Gulden, als künftige Studiengelder für ihren Sohn zurücklegen konnte. Dieser gedeihliche Zustand dauerte bis zu dem Zeitpunkt, wo dieser, mit allen Vorkenntnissen ausgestattet, die Universität besuchen sollte, und Clotilde kaum das 14te Jahr erreicht hatte, da wurde ihnen die sorgsamste, zärtlichste Mutter durch einen plötzlichen Tod entrissen. Theodor bestand diesen großen

Schmerz mit männlicher Stärke, die tief trauernde Clotilde mit frommer Ergebung in den Willen Gottes. Ihren eigenen Kummer verbergend, suchte sie nur den geliebten Bruder zu trösten. Es entstund ein edler Wettstreit zwischen den beiden vortrefflichen Geschwistern. Jedes wollte dem andern alles aufopfern, jedes wollte nur für das Glück des andern leben, und Theodor würde keinen Heller von dem mütterlichen Nachlaß angenommen haben, wenn die Verstorbene nicht ihren letzten Willen, der beiden gleich heilig war, schriftlich hinterlassen hätte. Nach diesem hatte sie eine bestimmte Summe für Theodors akademische Laufbahn ausgesetzt. Das wenige, was noch übrig blieb, fiel Clotilden zu, nebst einem reich in Brillanten gefaßten männlichen Miniatur-Gemählde, auf das sie einen vorzüglichen Werth gelegt haben mußte, indem dabei angemerkt war, daß sie, im Falle der Noth, die reiche Fassung verkaufen, das Bild selbst aber nie in andere Hände geben möchte. Beide

Geschwister hielten es für das Bild ihres verstorbenen Vaters, wenn gleich ihre Erinnerungen von ihm nicht dazu passen wollten.

Unter den Zöglingen der verstorbenen Frau von Lilienfeld war eine, die seit einem Jahre an den Besitzer eines einträglichen Landguts glücklich verheirathet war, und die sich vorzüglich von Seiten des Charakters ausgezeichnet hatte. Diese in jedem Sinne liebenswürdige Frau, bewies jetzt ihre Dankbarkeit gegen ihre abgeschiedene Wohlthäterin, durch thätige Theilnahme an deren Kinder. »Deine Mutter,« schrieb sie an Clotilden, »war auch mir Mut»ter, und dadurch ist mir das Recht zuge»fallen, Dich als meine Schwester anzusehen. »Du wirst als solche mit warmer Liebe von »uns in meinem Hause aufgenommen werden. »Es würde mir wehe thun, wenn ich glau»ben müßte, es bedürfe vieler Worte, um Dich »zur Annahme eines Anerbietens zu bewegen, »bei dem ich selbst so viel gewinne. Die Ver»anlassung, welche Dich zu mir bringt, ist

»zu traurig, der Verlust einer solchen Mutter »ist zu schmerzlich, als daß ich mich an dem »für mich dadurch entstehenden Zuwachs von »Glück ungetrübt erfreuen könnte. Melde »mir, wie bald Du kommen kannst. Mein »Mann wird Dich abholen, um zugleich auch »noch Deinen Bruder, vor seinem Abgang »auf die Universität, zu sprechen. Wie gerne »käme ich mit ihm, wenn ich meinen Säug»ling verlassen könnte.«

Mit gestärktem Vertrauen auf Gott, nahm Clotilde die liebevoll angebotene Freistatt bei der schwesterlich gesinnten Freundin an. Aber mit den schmerzlichsten Gefühlen trennte sie sich von dem inniggeliebten Bruder, von der stillen heimathlichen Wohnung, wo sie die glücklichsten Jahre der Kindheit verlebt hatte, wo jedes Plätzchen geheiligt war durch wehmüthig frohe Erinnerungen an eine unvergeßliche hochgesinnte Mutter.

Clotilde hatte alle Ursache mit ihrer neuen Lage zufrieden zu seyn. Sie wurde in dem

Hause ihrer Freundin wie ein theures Glied der Familie behandelt. Man pflegte die zarte Pflanze mit großer Liebe. Auch für ihre weitere geistige Ausbildung wurde mit Eifer gesorgt, und ihre herrlichen Anlagen ließen die schönsten Blüthen erwarten.

Theodor, der mit ungewöhnlichen Vorkenntnissen auf die Universität gekommen war, machte unglaubliche Fortschritte. Sein Lieblingsstudium war Philologie, Philosophie und Geschichte in ihrem ganzen Umfang. Die Rechtsgelehrsamkeit hatte er bloß als Brodstudium erwählt, aber auch dieses trieb er mit Ernst und gewissenhafter Gründlichkeit. Durch ein untadelhaftes sittliches Betragen erwarb er sich allgemeines Wohlwollen, durch seine eminenten Fähigkeiten die Achtung aller seiner Lehrer. Aus angeborner Bescheidenheit verbarg er seinen Mitbrüdern seine Geistes-Ueberlegenheit, wo sie nicht geradezu nützen konnte; und wenn auch hie und da der Neid sich gegen ihn erheben wollte, so wurde er

durch seine anspruchslose Herzensgüte entwaffnet.

Er hatte nur einen vertrauten Freund, den Sohn des vielgeltenden Ministers von Hohenberg. Dieser Jüngling, auf dessen reine Seele die Hofluft, in der er aufgewachsen war, keinen Einfluß gehabt hatte, war einer Freundschaft würdig, die nicht auf vorübergehenden jugendlichen Empfindungen und Schwärmereien, sondern auf dem vereinten gegenseitigen edlen Streben nach Gediegenheit des Geistes und Charakters beruhte.

Theodor besuchte seine Schwester alle Jahre ein paarmal. Auch für ihn war das Haus ihrer Freundin Therese Hainau wie eine Heimath, wo er von ihr und ihrem Manne mit herzlicher Liebe aufgenommen wurde. Wie erfreute er sich nicht, bei jedem neuen Besuch, an den seltenen Vorzügen der holden immer schöner aufblühenden Schwester! Mit welchem Entzücken sah er dem Zeitpunkt entgegen, wo er nur für sie leben, für sie erwerben

wollte. Stundenlang unterhielt er sie von seinem künftigen Lebensplan, und suchte ihre Lieblingswünsche und Neigungen so genau zu erforschen, als ob ihm schon jetzt alle Mittel zur Erfüllung zu Gebot stünden. Vertrauend hörte das hingebende Mädchen ihm zu, und vollendete das liebliche Gemählde ihres geschwisterlichen Stilllebens durch die umständliche Beschreibung ihrer eigenen häußlichen Geschäftigkeit, ihres unabläßigen Bemühens, für ihn zu sorgen.

Ach, daß so süße Träume, beseligende Erzeugnisse der jugendlichen Unerfahrenheit, so selten realisirt werden! Als sie dem Ziele des gehofften Zusammenlebens schon ganz nahe zu seyn glaubten, sahen sie es plötzlich von dem feindseligen Zeitgeist in eine trübe Ferne zurückgedrängt. Theodor wurde, 6 Monate vor der Beendigung seiner akademischen Laufbahn, mit 20 andern Studierenden, unter denen selbst der Sohn des Ministers von Hohenberg war, zum Militär ausgehoben.

Nur seinen vorzüglichen Kenntnissen hatte er es zu verdanken, daß man ihn gleich zum Rittmeister machte, und glücklicherweise gerade bei dem Regiment, wo auch der junge Hohenberg angestellt wurde.

Die beiden hochherzigen Jünglinge erneuerten ihren Freundschaftsbund als Waffenbrüder, und schwuren sich feierliche Treue bis in den Tod.

Theodor würde seinem neuen Beruf freudig entgegen gegangen seyn, wenn der Gedanke an seine Schwester ihn nicht so schmerzlich bewegt hätte. Auf ihm ruhten alle ihre Hoffnungen, an seinem Leben hing ja ihr ganzes Erdenglück. Und dieß alles mußte er nun auf das Spiel setzen!

Er schrieb an Therese, bat sie, Clotilden allmählich auf diese Schreckensnachricht vorzubereiten, und meldete, daß er in 8 Tagen selbst kommen werde.

Hohenberg, mit seinen Verhältnissen bekannt, theilte den stillen Kummer des Freun-

des. Er beschloß, ihn zu seiner Schwester zu begleiten, und alles was beredte Freundschaft vermöge, für ihre Beruhigung zu versuchen.

Clotilde, die noch nichts ahnete, saß mit Theresen im Garten. Diese hatte sie eben wieder in ein die schlimme Nachricht vorbereitendes Gespräch gezogen, und ihr vorgestellt, wie ihr Bruder eine viel schnellere und vortheilhaftere Carriere machen könnte, wenn er sich unter das Militär zu gehen freiwillig entschlösse, ehe er es vielleicht gezwungen thun müsse. — Ich begreife Dich gar nicht mehr, entgegnete ihr Clotilde, verwundert über die öftere Wiederholungen dieser verhaßten Materie; wozu soll mein Bruder freiwillig einen Stand erwählen, der unsern beiderseitigen Wünschen und Erwartungen widerspricht. Du kennst meine bescheidenen Ansprüche an das Leben, ich werde sie nie mit den glänzendsten Aussichten vertauschen. — In dem Augenblick trat Theodor an Hohen-

bergs Hand in den Garten. Jener trug noch seine gewöhnliche Kleidung, indeß dieser absichtlich in der reichen Uniform erschien.

Clotilden fuhr eine traurige Ahnung durch die Seele; erschrocken blickte sie Hohenberg an, der, so hübsch ihn auch das kriegerische Kostüm kleidete, ihr doch wie ein unheilbringender Genius vorkam. Sie warf sich, schweigend und von plötzlichem Schrecken ergriffen, an die Brust des geliebten Bruders. Kaum behielt Theodor noch so viel Fassung, um die schmerzliche Scene durch beruhigende Worte zu unterbrechen. Er fand es nöthig, ihr die Wahrheit heute noch zu verbergen; und dennoch kostete es viel, sie wieder mit Hohenbergs Anblick auszusöhnen, den ihr immer noch nicht überzeugtes Herz für den Urheber eines verheimlichten Planes hielt. Man erzählte ihr, daß selbst der Minister, sein Vater, ihn nicht habe vom Soldatenstand frei machen können, und daß Hohenberg ih-

ren Bruder nur hieher begleitet habe, um noch ein paar Tage länger bei ihm zu seyn.

Es war Abend geworden und man ging auf einem anmuthigen kleinen Umweg, Therese an Theodors, Clotilde an Hohenbergs Arm, nach Haus.

Alle glaubten die liebende Schwester beruhigt, und sahen mit vermehrten Besorgnissen dem Moment entgegen, wo das Unabänderliche doch entdeckt werden mußte. Indessen war sie es nicht. Sie stund in so inniger Sympathie mit ihrem Bruder, daß nichts in seinem Gemüth vorgehen konnte, ohne daß das Ihrige davon berührt wurde.

Bald nach dem Abendessen begab sie sich allein auf ihr Zimmer, ihr Herz vor Gott erleichternd und sich zur standhaften Ergebung in seine Schickungen vorbereitend.

Ruhig und gefaßt erschien sie am andern Morgen beim Frühstück, aber ihr sonst so heiter glänzendes Auge, der reinste Spiegel ihrer Seele, war getrübt; die lieblich schönen

Gesichtszüge hatten einen rührenden Ausdruck von tief verborgener Trauer angenommen.

Eine Stunde später trat Hohenberg, von ganz neuen, ihm bis jetzt völlig unbekannt gebliebenen Empfindungen aufgeregt, zu ihnen ein. — Clotilde hatte einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und der offene junge Mann wußte seine schnell erwachte Leidenschaft für sie, in der er sein höchstes Ideal weiblicher Vollkommenheit verwirklicht fand, kaum zu verbergen. Wie doppelt weh that es ihm jetzt, daß seine erste Erscheinung vor ihr eine so traurige Veranlassung haben mußte, die er jetzt ihr zu entdecken nicht mehr den Muth hatte.

Clotilde brach endlich selbst die lange Spannung der Versammelten, indem sie ihren Bruder bat, ihr nach ihrem Zimmer zu folgen.

Ich sehe Euch alle in ungewöhnlicher Aufregung, sprach sie dort zu ihm, und ich muß irgend ein trauriges Ereigniß ahnen. Ich fordere Dich ernstlich auf, es mir nicht länger

zu verbergen, feierlich gelobend, das Unabwendbare mit Standhaftigkeit zu ertragen und Dir Deine Lage nicht durch kleinmüthige Klagen zu erschweren. — Als er noch immer mit einer Antwort zögerte, fragte sie noch einmal mit fester Fassung verkündender Stimme: bist Du gezwungen, mich zu verlassen, oder wäre es möglich daß Du aus freiem Antrieb einen Stand gewählt hättest, der alle Verhältnisse unerbittlich zerreißt? — Jetzt merkte Theodor, daß ihr der Gedanke, als ob er freiwillig einen solchen Entschluß gefaßt, am wehesten that, und nun konnte er ihr mit vollem Muth, mit vollem Vertrauen auf ihre fromme Ergebung in ein unabänderliches Geschick, die Wahrheit entdecken. Sie vernahm es mit ruhiger Fassung, und als er geendigt hatte, sagte sie mit erheiterter Miene: ich werde Wort halten, ich habe es Gott gelobt und Dir.

Von dem Augenblick an bekämpfte sie ihren Kummer mit der größten Selbstbe-

herrschung, ihren Bruder, wie ihre Freunde, aller Besorgnisse um sie überhebend; und so verlebten sie noch einige Tage des heitern Beysammenseyns.

Im Drange eigner Sorgen und Gefühle, hatte Theodor nicht bemerkt, was in dem Herzen seines Freundes vorging. Erst beim Abschied, wo Hohenbergs Empfindungen leidenschaftlicher hervorbrachen, sah er mit stiller Freude, welchen Eindruck seine Schwester auf ihn gemacht hatte. Daß diese nun einen Freund mehr in der Welt hatte, war in dem Augenblick ungewisser Hoffnungen und Aussichten ein sehr beruhigender Gedanke für ihn.

Ihre Rückreise war eilig, sie mußten schon am folgenden Mittag in der Residenz seyn, um vor ihrem General zu erscheinen.

Bei dieser Gelegenheit führte Hohenberg seinen Freund auch in seinem elterlichen Hause ein. Der Minister von Hohenberg hatte mehr anziehendes für Theodor, als dessen modisch ausgebildete Gattin und Tochter. Er

war ein gerader stiller Mann, der lieber schwieg als etwas gegen seine Ueberzeugung sagte, und der inneres Verdienst richtig erkannte und würdigte. Theodor war ihm daher eine erfreuliche Erscheinung. Er hatte sich einen ganzen Abend über wissenschaftliche Gegenstände mit ihm unterhalten, und es that ihm herzlich leid, daß der junge Mann eine seinen Kenntnissen und Talenten angemessene Bahn wenigstens auf einige Zeit verlassen mußte, und daß er für jetzt so wenig für ihn thun konnte, wie für seinen eigenen Sohn. Indessen durfte sich Theodor doch vortheilhafte Folgen von dem Wohlwollen eines so bedeutenden Mannes versprechen.

Den folgenden Abend kam der junge Hohenberg noch spät zu Theodor. Ich habe Dir, sagte er, zwei Geheimnisse zu vertrauen, wovon Du das Eine längst errathen haben magst: ich liebe Clotilde, nicht mit einer flüchtigen jugendlichen Leidenschaft, sondern mit einer Beharrlichkeit, die in meinem

ganzen Charakter gegründet ist, und die Du als Freund geprüft hast. Ich kann nicht ehrlicher zu Werke gehen, als wenn ich es Dir auftrage, Clotilden dieses Geständniß zu eröffnen. Du kennst mich besser, als ich selbst, Deine Bruderliebe wird sich von der Freundschaft nicht bestechen lassen. Kann sie mich lieben, so — verzeih, wenn mein Bewußtseyn zu stolz ist — so getraue ich mir, sie glücklich zu machen. Mein zweites Geheimniß steht mit dem ersten in Beziehung; mein Vater hat mir Hoffnung gemacht, mich und höchst wahrscheinlich auch Dich nach dem ersten Feldzug, der vor dem Anfang des Winters vielleicht geendigt seyn wird, wieder von den militärischen Fesseln frei zu machen. Durch welche Mittel weiß ich nicht, aber ich baue auf ihn, er hält gewöhnlich mehr als er verspricht. Bei diesen Aussichten durfte ich meine Wünsche schon jetzt aussprechen, die ich sonst nur Dir allein vertraut haben würde. Willst Du sie nun, guter Theodor, Deiner liebens-

würdigen Schwester vortragen? Ich verdanke Dir schon so vieles, dann aber — wenn sie erhört würden — dann alles, alles. Sollte ihre Neigung meinem heißen Verlangen entgegen seyn — Ach! ich wollte Dir dieß alles mit ruhiger Besonnenheit sagen, aber dieser Gedanke zerstört meine ganze Fassung. Lasse Dich, ich beschwöre Dich, dadurch zu keinen Ueberredungen verleiten. Unser Verhältniß kann durch Verwandtschaft nicht inniger, nur glücklicher, meine Freundschaft für Dich aber nie vermindert werden.

Theodor vernahm dieß Geständniß mit inniger Theilnahme. Hohenberg war ein edler Mann, seine Persönlichkeit vortheilhaft, sein Stand, seine Glücksgüter, seine Kenntnisse berechtigten ihn zu großen Ansprüchen; er hatte folglich alle Ursache, dessen Antrag für einen glücklichen zu halten, und übernahm es mit den besten Hoffnungen an Clotilden zu schreiben, von welcher er folgende Antwort erhielt:

»Die unerwarteten Anträge des Herrn »von Hohenberg, zu einer Zeit, wo mein »Herz nur mit Sorgen für dein Schicksal »angefüllt ist, haben mich so bestürzt, daß »ich nicht fähig bin, deutlich darauf zu ant»worten. Die Gegenwart hat einen düstern »Schatten auf alle meine Bilder von Lebens»glück geworfen, und meine erschrockene Phan»tasie vermag keine neue hervorzubringen. »Alle meine Empfindungen beziehen sich auf »Dich. Dein Freund ist mir sehr werth; »mache mit diesem Geständniß was dir gut »dünkt, nur verlange nicht, daß ich in einem »Zustand, wo ich nicht an mich denken kann, »über eine so wichtige Angelegenheit meines »Lebens entscheiden soll. Ich übergebe mich »ganz Dir rc. rc.

Die Zweideutigkeit dieser Antwort machte Theodor viel Kummer, indessen durfte und wollte er sie dem Freunde nicht vorenthalten, und übergab sie schweigend. Auf Hohenberg machte sie einen ganz andern Eindruck. Sein

Blick, von einer leidenschaftlichen Liebe geblendet, sah alles in einem hoffnungsreichen Licht. Die räthselhaften Stellen blieben unbemerkt, dagegen verweilte er freudig bei den Worten: »Dein Freund ist mir sehr werth,« und gab diesen die günstigste Auslegung. Theodor, den Charakter seiner Schwester genau kennend, war in schmerzlicher Verlegenheit, bestand aber darauf, daß für jetzt nichts als entschieden angesehen werden dürfe, und alles auf den Zeitpunkt ausgesetzt bleiben müsse, wo Clotilde in ruhigerer Stimmung ihre Neigung prüfen, und den wichtigsten Entschluß ihres Lebens mit rücksichtsloser freier Ueberlegung werde fassen können. Hohenberg, seines Freundes Festigkeit kennend, ergab sich in dessen Willen.

Eine neue Ordre kündigte Beiden schon nach 8 Tagen den früheren Abmarsch ihres Regiments an, und Theodor, der seiner Schwester versprochen hatte, sie noch einmal zu besuchen, behielt kaum noch Zeit, schrift-

lich von ihr Abschied zu nehmen. Er that dieß mit zärtlicher Besorgniß, mit rührender Liebe, und mit dem ausdrücklichen Zusatz: wie er sich in ihrem Namen gegen Hohenberg erklärt, und die Unumschränktheit ihrer künftigen Wahl dadurch gesichert habe. Der Schmerz über die Trennung von dem geliebten Bruder beschäftigte ihr Gemüth so ausschließend, daß sie diese Erklärung jetzt als eine unbedeutende Sache ansah und nicht weiter darüber nachdachte. Indessen versäumte Hohenberg keine Gelegenheit, Clotildens Herz mit den zärtlichsten Aeußerungen schriftlich zu bestürmen, welche Theodor seinen Briefen beizuschließen nicht verweigern konnte, die aber von seiner Schwester nur in Postscripten an ihren Bruder beantwortet wurden.

So waren mehrere Monate verstrichen, während welcher Therese mit zarter Aufmerksamkeit zur Beruhigung ihrer Freundin aus allen Kräften beigetragen hatte, als eine neue Störung eintrat.

Clotilde erhielt von dem einzigen Bruder ihrer verstorbenen Mutter eine sehr dringende Aufforderung ihn zu besuchen. Sie kannte diesen Onkel, Herrn von Romberg, nur dem Namen nach, und konnte wenig Zutrauen zu ihm haben, da er, wie sie genau wußte, sich nie brüderlich gegen ihre Mutter gezeigt, ja diese einst, in der sorgenvollsten Lage ihres Lebens, ohne Trost gelassen hatte. Seine Einladung, auf die Ansprüche der nahen Verwandtschaft gegründet, war indessen so herzlich und warm, daß Therese der Meinung war, man dürfe sie nicht zurückweisen, und Clotilden bewog, sich zu einem kurzen Aufenthalt bei ihm zu entschließen, wozu sich das nachgebende Mädchen willig verstand, so ungerne sie ihre liebevolle Freundin auch nur auf kurze Zeit verließ.

Wie es Clotilden im Hause ihres Oheims ging, erfahren wir am besten aus ihren Briefen an Therese, die mit wenigen Auslassungen hier eingerückt werden.

Clotilde an Therese.

Seit ich von Dir getrennt bin, meine schwesterliche Freundin, ist mir die ganze Welt verändert, und vergeblich suche ich wieder auf den vorigen Standpunkt meiner Anschauung zu kommen. Wie sehne ich mich aus der ungewohnten verworrenen Umgebung zu Dir zurück. Mir ist, wie einer Blume, der das, durch keine künstliche Wärme zu ersetzende Sonnenlicht fehlt. Ich habe niemand, dem ich mich vertrauend nähern kann, und weiß oft nicht, wo ich mit meinen Gefühlen hinflüchten soll.

Meine Tante benimmt sich gütig gegen mich; allein diese Güte hat etwas so abgemessenes, daß ich sie nur mit schuldigem Dank, nicht aber mit Rührung erkennen kann. Bei den wohlwollendsten Aeußerungen bleibt ihr Ton kalt, ihre Gesichtszüge unverändert, ihr Blick schneidend. — Meine erste Erscheinung muß keinen angenehmen Eindruck auf sie gemacht haben. Sie betrachtete mich

erst scharf, gleichsam mit einer kunstrichterlichen Miene, wie wenn sie ein lebloses Bild vor sich hätte, dann gleitete ihr Auge, meines Anblicks satt, gleichgültig an mir vorüber. — Ich hoffe es soll Ihnen hier gefallen! und andere ähnliche Phrasen aus der Sprach = oder Sprechkunde der feinen Welt, war alles was sie mir beim Empfang zu sagen hatte.

Ihre Tochter Eugenie war den Tag bei einer Tanz-Gesellschaft, und wurde erst spät zu Hause erwartet, der Onkel war verreißt. Ich mußte also den ganzen Abend mit ihr allein seyn; nach dem Essen wurde sie redseliger als mir lieb war. Sie erkundigte sich aufs genaueste nach meinen Verhältnissen, Bekanntschaften und nach meiner Lebensweise bei Dir. Auch meines Bruders wurde gedacht, von dem sie durch die Hohenbergische Familie viel rühmliches gehört hatte. Er hat einen warmen Freund an dem jungen Hohenberg, fuhr sie fort, den Sie wohl auch

kennen? — Ich bejahete es mit einiger Verlegenheit über ihren Mißtrauen verrathenden forschenden Ton, und dankte dem Himmel, als endlich das Examen ein Ende hatte, und ich schlafen gehen konnte.

Am andern Morgen mußte ich mich Eugenien präsentiren. Sie war neugierig mich zu sehen, und ließ mich an ihr Bett rufen, das sie, nach einer halbdurchtanzten Nacht, noch nicht verlassen wollte. Sie bewillkommte mich, als ob sie schon zehn Jahre mit mir bekannt wäre, und versicherte mir, wie sie sich von meiner Gesellschaft, besonders während des einsamen Sommeraufenthalts auf ihrem Landgut, die angenehmsten Stunden verspreche. Dort, sagte sie, haben wir außer einer langweiligen Predigerfamilie gar keinen Umgang, und wenn uns unsere Freunde aus der Residenz nicht zuweilen besuchten, so müßte man sich mit dem stummen Mond unterhalten. Meine Mutter spricht nicht gern, es sey denn, daß sie eine besondere Absicht

dazu antreibe, und absichtliches Reden ist mir lästig, es bewirkt bei mir ein absichtliches Schweigen. In diesem Tone ging es fort; mir wurde ganz schwindelig über der nichtssagenden Suada, und ich blieb stumm wie der Mond.

Eugenie ist, so weit ich sie in den 14 Tagen meines Hierseyns habe kennen lernen, dem Charakter nach, sehr von ihrer Mutter verschieden. Ihr wirklich hübsches Gesicht verändert sich in jeder Minute zehnmal; ihre Unbedachtsamkeit hat keine Gränzen. Sie besitzt mehr Annehmlichkeit als Geist, mehr Fröhlichkeit als Frohsinn. Ihre Empfindungen sind sentimentale Launen. Sie übt alle Tugenden und Fehler aus Liebe zur Abwechslung. Von der Wohlthätigkeit geht sie zur Härte, von der Bescheidenheit zum Uebermuth, von der Sanftmuth zu beißender Spottsucht, von der Andacht zur Freigeisterei über. Sie hat keine Leidenschaft als Zerstreuungssucht und Herrschsucht. Ihr Wahlspruch ist:

leben, um zu genießen. Ihre größten Feinde sind Vernunft und Zeit. Unaufhörlicher Wechsel ist ihr eigentliches Element. Man muß sich daran gewöhnen, sie in den entgegengesetztesten inneren und äußeren Verwandlungen zu sehen, und glaubt sich wirklich manchmal in die Feenzeiten versetzt, indem sie die verschiedenen Rollen, welche die Laune ihr eingiebt, auch noch durch einen analogen Anzug und die studiertesten Theaterkünste mit unglaublicher Gewandtheit durchzuführen weiß. Ihre Mutter erträgt diesen zeittödtenden Unfug mit tadelswürdiger Nachgiebigkeit, wenn sie es gleich im Stillen vielleicht bereuen mag, diesem flatterhaften Hang nicht früher entgegengearbeitet zu haben.

Wie es mir in dem steten Umgang dieses heterogenen Wesens zu Muth ist, magst Du Dir leicht denken. Meine liebsten Freuden werden mir verbittert, ich sehe mich in allen Beschäftigungen gestört, und wann der Abend da ist, kann ich mich nur selten eines frohen

Rückblicks auf den verlebten Tag erfreuen, weil ich oft alles, was mir das Leben lieb und werth macht, dem leichtsinnigen Treiben dieses unruhigen Mädchens aufopfern muß.

Meinen Onkel habe ich nur zweimal gesprochen. Er hält sich den größten Theil des Jahrs auf seinem, 6 Stunden von der Residenz entfernten Landgut auf, und macht nur seltene und kurze Besuche bei der Gattin und Tochter, mit denen er durchaus nicht zu harmonieren scheint. Er sprach beidemale sehr freundlich und herzlich mit mir, und versprach mir, mich recht bald nach Mainburg (so heißt sein Gut) abzuholen, weil er wohl bemerkt haben mochte, daß mir der Aufenthalt in der Stadt nicht sehr zusage.

Ich freue mich auf diese Ortsveränderung, weil ich lieber auf dem Lande bin, und weil ich mich nach der Gegenwart des guten Onkels sehne. Indessen habe ich keineswegs im Sinn, den ganzen Sommer dort zuzubringen, und hoffe auch noch einen guten Theil der

schönen Jahrszeit mit Dir zu genießen. Besuche habe ich keine gemacht, und bin auch nicht dazu aufgefordert worden, was mir sehr angenehm ist.

Vorgestern gab die Tante eine glänzende Gesellschaft, das heißt eine von 17 Spieltischen, wobei sich auch wirklich die Tische mit ihren schwerfälligen Elephantenfüßen in ihrer untergeordneten Unentbehrlichkeit recht anständig auszeichneten. Den intellectuellen Wesen aber, die sich um und über ihnen bewegten, wurden ihre höheren Rollen schwerer, sie fielen häufig aus dem Charakter, und müheten sich vergebens ab, ihren Mismuth beim Verlust zu verbergen.

Ich hatte geglaubt, mich bei dieser Gelegenheit, wo alle dienenden Beine im Hause in Bewegung waren, recht thätig erweisen zu dürfen, allein die Tante hatte mir, sobald die Gesellschaft versammelt seyn werde, jede auch noch so unbedeutende Hülfleistung untersagt, mit dem Zusatz: man könnte sonst

denken, es fehle an Domestiken. Das war keine erfreuliche Aussicht für mich, die ich weder zum repräsentiren noch zum conversiren mich gewandt genug fühlte. Indessen lief alles leidlich ab. Einige alltägliche Fragen waren leicht zu beantworten, an ein eigentliches Gespräch war nicht zu denken.

Nach eingenommenem Thee theilten sich die Gäste. Die älteren setzten sich zum Spiel, dem ich eine Weile zusah. Die jüngern zogen sich bald darauf in die ihnen angewiesenen Zimmer, wohin ich ihnen folgen mußte. Eugenie schlug vor, Sprüchwörter aufzuführen, wobei sie sich als die Geübteste zeigte. Sie machte den Anfang mit dem Sprüchwort: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe! und erwählte mich zu der dienenden Zofe, die alle ihre barocken Einfälle preißen und ihren albernen Launen gefällig nachgeben mußte. Die Anspielung auf meine Lage war so fein, oder so plump, daß ich sie gar nicht bemerkt haben würde, wenn nicht gleich nachher das Fräulein

von B. mich auffallend genug gefragt hätte: ob ich denn für immer bei meiner Tante bleiben würde. Ich verneinte diese Frage mit der heitersten Zuversicht, und im vollen Gefühl Deiner Freundschaft. Eugenie, die wohl mehr aus Unbesonnenheit als Absicht, (was sehr oft bei ihr der Fall ist) mich genöthigt hatte, meinen abhängigen Zustand im Spiel zu wiederholen, mochte ihre Uebereilung, die ich ihr herzlich vergab, vielleicht bereut haben. Sie betrug sich den ganzen Abend über freundlicher und gefälliger als sonst, und richtete ihre Neckereien, die sie nun einmal nicht lassen kann, auf abwesende Gegenstände, indem sie die eigenthümlichen Lächerlichkeiten verschiedener Personen der Stadt in Kleidung und Gebehrden so natürlich nachzuahmen und deren Charakteristik durch die Wahl der Sprüchwörter so herauszuheben wußte, daß sie von der ganzen Gesellschaft gleich errathen wurden. Ich schreibe Dir dieß alles, nur um Dir einen Begriff von

unsern sogenannten geselligen Freuden zu geben.

Die ganze Fete endigte sich mit einer ziemlich ernsthaften Unlust. Meine Tante hatte eine beträchtliche Summe im Spiel verloren. Dieser Verlust hat sie und selbst ihre leichtsinnige Tochter so sehr verstimmt, daß ich fast vermuthen muß, sie seyen nicht so reich als man glaubt, und dann wären sie zu beklagen, weil sie mit ihren Bedürfnissen ohne Reichthum unglücklich seyn würden. Besonders auch die Mutter, welche die Zerstreuungen der Welt als ein Mittel gegen einen tief versteckten Unmuth zu suchen scheint. So bald sie einsam ist, ist sie verdrießlich, nachdenklich und sogar gegen Eugenie einsilbig. Es ist als ob sie ihr eigenes Leben im Geräusch des allgemeinen vergessen möchte. Sie spricht nie mit ihrer Tochter über ihre Vergangenheit, und ihre Gespräche über die Gegenwart enthalten nur Klugheitsregeln, wie man die Umstände und Menschen zu benutzen habe,

in welcher Kunst es die unbedachtsame Tochter wohl nie so weit bringen wird, wie die scharfsichtige Mutter. Eugenie hört diesen wohlgemeinten geheimen Lehren selten lange zu, sie flüchtet sich dann gewöhnlich zu mir auf mein Zimmer, und beweist, durch den unverzeihlichsten Spott, wie wenig sie auf die Worte ihrer Mutter achtet. Ihre Offenherzigkeit setzt mich oft nicht wenig in Verlegenheit.

In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief von meinem theuren Bruder, der mich mit Freude und Dank gegen Gott erfüllt. Auch von Hohenberg ist ein Einschluß dabei, welcher in einer zu leidenschaftlichen Stimmung geschrieben ist, und mein Herz nicht ansprechen will. Ich schicke Dir beides zu; antworte mir bald und ausführlich. Deine Briefe sind mir in meiner gegenwärtigen Lage ein unentbehrlicher Ersatz, für so vieles, das ich missen muß. Grüße mir Deinen ver-

ehrten Gatten, umarme mir Deine Kinder, und höre nie auf zu lieben

Deine dankbare Schwester

Clotilde.

Clotilde an Therese.

Durch einen glücklichen Zufall bin ich einige Wochen früher nach Mainburg gekommen als meine Tante und ihre Tochter, die sich nicht entschließen konnten, die ohnehin nun bald zu Ende gehenden Winterbelustigungen schon jetzt mit dem Landleben zu vertauschen. Mein Onkel kam gerade den Tag vor einem Ball, und äußerte sehr ernsthaft, sie möchten den kostspieligen Aufenthalt in der Stadt abkürzen und sich mit ihm nach Mainburg begeben. Allein seine Demonstrationen blieben fruchtlos. Mir hingegen erlaubten sie recht gerne, ihn zu begleiten, und indeß dort alles auf ihre Ankunft vorzubereiten.

Wie erwünscht kam mir dieser Auftrag, und wie glücklich fühle ich mich in der lang=

entbehrten häußlichen Stille, und Eintracht. Jetzt kann ich das Leben wieder mit ruhiger Besonnenheit anschauen und genießen.

Mainburg liegt in einem freundlichen Thale. Unser großes, in altem gothischem Styl gebautes Schloß steht höher als das Dörfchen, und ist auf der Hinterseite mit dichten Waldungen umschlossen, die dem alten Gebäude ein düsteres, romantisches Ansehen geben. Zum Eingange führt ein, der Anlage nach sehr schöner Garten, der sich von beiden Seiten bis nach dem Walde hinzieht, aber schlecht erhalten ist, und unter meiner Pflege besser gedeihen soll. Mein Onkel sieht es gerne, daß ich mich der vernachlässigten Haushaltung überhaupt und vorzüglich des Gartens thätig annehme, für den er eine große Liebhaberei hat. So bringe ich den größten Theil des Tages mit ihm in der Pflanzenwelt zu.

Je näher ich ihn kennen lerne, desto achtungswerther erscheint er mir, und ich weiß

mir sein liebloses Benehmen gegen meine verstorbene Mutter durchaus nicht zu erklären. Er ist ein stiller, gefühlvoller Mann, der mich mit einer Zartheit behandelt, die ich am allerwenigsten von ihm erwartet hatte.

Eine liebe Bekanntschaft habe ich an der Familie des Predigers im Dorf gemacht, der eine einzige Tochter von meinem Alter hat, an die ich mich in voller Herzlichkeit angeschlossen habe. Sie ist die glückliche Braut eines jungen Geistlichen, der ihrem Vater im Amte adjungirt ist, und wird also das elterliche Haus nie verlassen dürfen.

Wir sehen uns täglich. Abends kommt Herr Friedhof (so heißt der Pastor) gewöhnlich zu dem Onkel, welcher den wahrhaft ehrwürdigen Mann als seinen Freund hochschätzt.

Könnten wir doch immer so fortleben! In Beziehung auf sich mag dieß mein Onkel wohl eben so sehr wünschen als ich, und wahrlich ich wünsche es noch mehr um Seinet- als um Meinetwillen, denn er hat in den paar Wochen

unseres Hierseyns viel an Heiterkeit gewonnen. Nur wenn ein Brief von seiner Familie aus der Stadt kommt, den er immer mit klingender Münze beantworten muß, wird er niedergeschlagen, und ich vermag ihn dann nicht so bald wieder zu erheitern.

Ach, daß ihm das Schicksal eine Gattin zuführen mußte, die so ganz von ihm verschieden ist, die ihre Glückseligkeit nur in äußerem Glanze findet, und keinen Sinn hat für höhere Lebensfreuden! Er kann ihre Genüsse, sie die seinigen nicht theilen. Sie sind im Innersten von einander geschieden.

Gestern Abend, als ich eben bis so weit an Dich geschrieben hatte, ließ mich mein Onkel zu sich rufen. Er hatte einen Brief von seiner Gattin erhalten, nach welchem sie in wenigen Tagen hier eintreffen wird. Ich verbarg ihm, aus Schonung, wie unangenehm mir diese Nachricht war. Er war wehmüthig ernst gestimmt, und es kostete ihn Mühe mit Fassung zu sprechen.

Liebe Clotilde, begann er, unser stilles Leben wird nun bald durch die Ankunft meiner Familie unterbrochen werden, und ich darf es nicht länger aufschieben, dir ein Bekenntniß abzulegen, das mir schwer auf der Seele liegt. Unterbrich mich nicht in meiner Selbstanklage, ich werde sie möglichst mildern, um deinem liebevollen Herzen nicht zu weh zu thun.

Mangel an Menschenkenntniß und mein zu weiches friedliebendes Gemüth waren die Quelle meiner Vergehungen gegen deine verstorbene Mutter. Ich wurde von meinem Vater, der ein durchaus rechtschaffener, aber in seinen Einsichten beschränkter Mann war, sehr streng erzogen. Er hatte den schiefen Grundsatz, jeder Umgang sey nachtheilig, und hielt mich von aller menschlichen Gesellschaft entfernt. Selbst auf der Universität, wo ich 3 Jahre zubrachte, mußte ich mit meinem Hofmeister völlig isolirt leben.

Ich war 22 Jahre alt, als mein Vater starb. Mein Bruder, damals schon verheurathet, übernahm nun als Erstgeborner dieses Gut, und ich begab mich, eine Anstellung suchend, in die Residenz, wo ich, mir selbst überlassen, geblendet von der trüglichen Außenseite der Welt, sie viel zu spät in ihrer wahren Gestalt kennen lernte.

Fräulein von Ernsthausen, meine jetzige Gattin, war meine erste und einzige Liebe. Sie war schön, und wußte alle erfahrnere Männerherzen zu erobern, wie viel leichter noch das meinige. Als ich drei Jahre um ihren Besitz gekämpft hatte, erhielt ich durch einen besonderen Glücksfall eine sehr lucrative Stelle und — ihre Hand, die mir ihr Vater bis dahin verweigert hatte. Ich glaubte mich von allen Männern beneidet, denn meine junge Gattin schien von allen angebetet. Ihre Liebe war mein Stolz, meine einzige Freude, sie mir zu erhalten, mein unablässiges Bemühen. Kurz, ich war der glücklichste Sclave

eines reizenden Weibes, so lange ich mich von ihr geliebt glaubte. Zu spät gingen mir die Augen auf, und auch dann noch fehlte es mir an Kraft, ihrer Eitelkeit und Verschwendungssucht Einhalt zu thun. Sie war reich, ich hatte kein Vermögen, ich glaubte daher auch kein Recht zu haben, ihre übermäßigen Ausgaben zu beschränken. So sehr ich auch für meine Person mich einschränkte, es half mir doch nichts, weil die immer steigenden Bedürfnisse meiner Gattin alles verzehrten.

Als Dein Vater starb, und Deine verewigte Mutter mich als ihren einzigen noch lebenden Bruder zu ihrer und ihrer Kinder Unterstützung aufforderte, da empfand ich meine schimpfliche Abhängigkeit stärker als je, und da erst faßte ich den festen Entschluß, mich von einem Zwange frei zu machen, dem ich alles Pflichtgefühl aufopfern mußte. Ich erklärte der Frau von Romberg, daß sie über ihr eigenes Vermögen wie bisher zu walten

habe, daß ich ihr dabei noch zwei Drittheile meines Einkommens überlassen, das übrige aber ganz zu meinem eigenen Gebrauch verwenden werde. Es war wenig genug, und ich hatte meine Genügsamkeit in der Folge sehr zu bereuen, da ich bald nachher durch Hofcabalen meine einträgliche Stelle mit einer, dem Range nach höheren, allein der Einnahme nach viel geringeren vertauschen mußte, und mir bei aller Sparsamkeit doch zu wenig übrig blieb, als daß ich es, ohne den Schein von Kargheit, Deiner Mutter hätte anbieten können.

Wie war mir, als mir einige Jahre nachher die Nachricht von ihrem Tode zukam, und ich auch diese traurige Gelegenheit, mich ihrer hinterlassenen Kinder anzunehmen, unthätig vorübergehen lassen mußte. Vergeblich bat ich damals Frau von Romberg, Dich in unserm Hause aufzunehmen. Eben so vergeblich forderte ich den Sohn meines verstorbenen Bruders zu Eurer Unterstützung auf. Dieser Neffe, der letzte von den drei hinterlassenen Söhnen

meines Bruders, starb vor 6 Monaten auch, und so ist mir höchst unerwartet dieses väterliche Gut zugefallen, das nur auf männliche Erben übergeht. Dadurch bin ich in den Stand gesetzt, für Dich und Deinen Bruder zu sorgen, und diese Sorge soll mir wichtig seyn. Der jährliche Ertrag des Guts ist reicher als meine Gattin weiß. Wenn mich Gott noch einige Jahre leben läßt, so kann ich ein ansehnliches Capital für Euch zurücklegen. Der Anfang ist gemacht; Herr Friedhof besorgt es in der Stille, und hat auch schon Deinen Bruder in meinem Namen davon unterrichtet, und ihm von jetzt an jährlich eine kleine Summe angewiesen. Was Du bedarfst, wirst Du von mir erhalten. Bewahre, was ich Dir vertraut habe in Deinem Herzen, und beklage Deinen Onkel, daß Nachsichtigkeit und Schwäche ihn so lange an der Erfüllung seiner Pflichten gegen Euch gehindert haben. Du liebevolles Kind, setzte er gerührt hinzu, wirst mich mit dem Geiste Deiner

verklärten Mutter versöhnen.« — Auch ich war innigst bewegt; ich wollte ihm meine Dankgefühle aussprechen, er ließ es aber nicht zu. Eine lang versäumte Schuld, versetzte er, erst an den Erben abtragen, verdient keinen Dank, ich aber danke demüthig meinem Gott, dessen unverdiente Güte mich in den Stand gesetzt hat, eine Handlung zu thun, die meinem Gewissen Ruhe gibt.

Deiner Freundin Therese allein magst Du es vertrauen. Sie hat mütterlich an Dir gehandelt und verdient Dein volles Zutrauen. Ich hoffe diese vortreffliche Frau persönlich kennen zu lernen, und werde Dich, wenn es seyn muß, selbst zu ihr zurückbringen, was ich jedoch so lange als möglich verzögern möchte, denn ich habe Dich innig lieb gewonnen und wünschte mich nie wieder von Dir zu trennen. Zwar darf ich Dir nicht verhehlen, daß Frau von Romberg diesem Wunsche nicht beistimmt; allein ich verspreche Dir, Dich gegen alle mögliche Kränkungen

von ihrer Seite zu schützen. Sie ist jetzt ziemlich abhängig von mir, denn sie bedarf meines Geldes mehr als je, indem ihr elterliches Vermögen längst aufgezehrt ist, und sie überdieß noch beträchtliche Schulden hat. Auch kann ich es leicht einrichten, daß sie unser stilles Mainburg diesen Sommer auf mehrere Wochen verlasse, wenn ich ihr das zu einer Badereise nöthige Geld verschaffe, und das will ich gerne thun, wenn Du mir dann länger zu bleiben versprichst. —

Es wäre mir unmöglich gewesen, ihm diese Bitte zu versagen; nur erbat ich mir, daß er, wenn es etwa seiner Tochter einfallen möchte, mich dorthin mitzunehmen, es nicht zugeben möchte. — Das hast Du gewiß nicht zu befürchten, antwortete er, indem er meinen Kopf mit beiden Händen faßte und mir freundlich ins Gesicht lächelte; Du bist viel zu hübsch als daß sie Dich gerne neben sich stellen sollte, an einem Ort, wo sich so viele Beschauer einfinden.

In dieser Aeußerung lag unbeschreiblich viel Wohlwollen, ja ich mußte sie fast für einen Beweiß von Vorliebe halten; denn Eugenie ist nicht nur viel hübscher als ich, sie ist sogar in manchen Momenten schön.

Nach dieser Unterredung gingen wir miteinander zu Herrn Friedhof.

Heute komme ich mit erleichtertem Herzen zu Ihnen, sagte mein guter Onkel zu dem theilnehmenden Freund, ihm mit heiterer Rührung erzählend, was er mir eben vertraut hatte.

Der Abend wurde im Nachklang schöner Empfindungen bei dieser liebenswürdigen Familie gefeiert.

Es ist schon spät in der Nacht. Ich wollte Dir dieß alles doch gerne heute noch schreiben, weil ich nicht weiß, wie bald unser ruhiger Zustand ein Ende nehmen wird. Leb wohl meine innig geliebte Therese.

Clotilde an Therese.

Unser stiller Wohnplatz ist völlig verändert. Das städtische Leben, welches sich seit der Ankunft der Frau von Romberg bei uns eingeschlichen hat, stört unsere vorige Hausordnung, und mein guter Onkel wird entweder nachgeben, oder seine bisherige Lebensweise abgesondert von seiner Familie fortführen müssen. Die Zahl der Dienerschaft ist durch zwei unnütze Subjecte vermehrt, die den ganzen Tag mit flinken Beinen und müßigen Armen im Namen ihrer Gebieterinnen befehlen, und die arbeitsameren verdrießlich machen. Unser ehrlicher Tobias kann sich mit dem französirten Jean nicht vertragen, das elegante Kammermädchen beschwert sich über die derbe Hausmagd, der treue Spitzhund will die schöne Angora-Katze der gnädigen Frau nicht respectiren. Kurz der Geist der Zwietracht haust unter uns. Eugenie findet das recht lustig, und reizt alle Unzufriedenen noch mehr gegeneinander auf, um, wie sie

sagt, mehr Leben in die ländliche Stille zu bringen.

Die Morgenstunden bringe ich noch, wie sonst, allein mit dem Onkel zu. Zuweilen besucht uns Herr Friedhof beim Frühstück. Den Tag über bin ich meist im Garten, wo alles schon zu blühen anfängt, wo meine bunten Tulpenbeete, die bescheidenen gelb und weißen Narcissen mich freundlicher anblicken als meine Tante, und wo ich auch von Eugeniens Gegenwart seltener gestört werde, weil sie die Frühlingsluft scheut.

Von meinem geliebten Bruder habe ich indeß keine weitere Nachrichten erhalten, auch aus den öffentlichen Blättern erfahre ich nicht einmal wo gegenwärtig sein Regiment steht, und meine Einbildungskraft, die sonst doch durch die Charte geleitet wurde, irrt nun ungewiß durch die weiten Gegenden des Kriegs-Schauplatzes, ohne irgendwo eine Stelle zu finden, nach der ich mich hinsehnen könnte.

Morgen reist mein Onkel in Geschäften auf einige Tage nach der Residenz. Er hat mir versprochen, sich bei dieser Gelegenheit bei dem Minister von Hohenberg, mit dem er ohnehin zu sprechen hat, nach Nachrichten von der Armee zu erkundigen, allein ich fürchte, er wird so wenig wissen als ich. Ach, könnte ich mein gepreßtes Herz bei Dir erleichtern, Du geliebte theilnehmende Schwester! Gute Nacht! Morgen mehr.

Vor zwei Stunden ist mein Onkel abgereist, und schon soll alles durch Eugeniens herrschsüchtigen Eigensinn metamorphosirt werden, besonders ich. Ein Brief des Herrn von Walmont, der mit Frau von Romberg in sehr freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen scheint, ob sie ihn gleich erst seit zwei Jahren kennt, hat den Besuch seines Enkelsohns gleichen Namens bei uns angekündigt. Bei diesem Besuch soll, nach dem Rathschluß

des Großvaters und der Mutter, der junge Mann Eugeniens Herz und sie das Seinige erobern. Beide Herzens-Kampflustige haben sich noch nie gesehen, und Eugenie, ihres Siegs gewiß, besteht darauf, die Wünsche des unbekannten Anbeters nur nach strengen Prüfungen zu erhören. Zu diesen Prüfungen soll ich das Mittel werden, und mich ihm als Fräulein von Romberg vorstellen lassen, während sie unter meinem Namen überzeugt werden will, daß er nur der Allgewalt ihrer Reize, ohne alle fremde Einwirkungen, huldige. Nachdem Frau von Romberg durch Vorstellungen, Bitten und Vernunftgründe dieses unkluge Vorhaben zu verhindern gesucht hatte, mußte sie am Ende doch dem unbeugsamen Sinn der Tochter nachgeben, und ich wurde genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen, indem die Tante selbst mich ernsthaft dazu aufforderte. Wie unangenehm mir dieß seyn muß, kannst Du Dir leicht denken. Beunruhigt über ein so ungereimtes Beginnen,

konnte ich mich nicht enthalten, es wenigstens Herrn Friedhof zu verrathen. —

Unter allen tollen Einfällen, die Fräulein Eugenie je gefaßt und ausgeführt hat, gab er mir zur Antwort, hat mir noch keiner so viel Vergnügen gemacht, als dieser. Ich kenne den jungen Walmont genau, denn ich war 6 Jahre sein Lehrer, und er ist mein Freund geworden. Gestern habe ich einen Brief von ihm erhalten, worin er mir freudig meldet, er habe einer starken Verwundung am linken Arme seinen Abschied zu danken, und werde mich in diesen Tagen besuchen. Eines anderen Beweggrundes seiner Hierherkunft erwähnt er mit keiner Sylbe, und ich glaube, Fräulein von Romberg würde besser thun, den unzeitigen Scherz zu unterlassen. Sie wird meinen herrlichen Victor unter keiner Gestalt erobern; denn er ist zu scharfsichtig, um nicht die wahre unter der erborgten zu erkennen. Ich bin dessen so gewiß, daß ich ihn ungewarnt ihren Zauberkünsten über=

lassen will. Der Charakter und Werth eines Mannes spricht sich am sichersten bei der Wahl seiner Gattin aus. Mein Victor wird nie auf Veranlassung von andern, und nie eine Eugenie wählen.

Von meinem Besuch aus dem Pfarrhause zurückkommend, fand ich alles in großer Thätigkeit. Der Flügel wurde gestimmt, die saitenlose Guitarre bezogen, die zerstreuten Musikalien zusammengesucht. Eugenie verzierte einen mächtig großen italienischen Strohhut mit hellblauen Bändern, die Kammer-Jungfer nähte an einer eleganten Morgenkleidung, Frau von Romberg war im Cabinet neben der Wohnstube beschäftigt, den Bücherschrank zu ordnen, den der Schlosser erst hatte aufbrechen müssen, weil der Schlüssel längst verloren gegangen war. Dort gings an eine strenge Auswahl. Mehrere Bände französischer Romane, die ich nicht kenne, wurden zuerst exilirt. Diesen folgten einige Werke von Jean Paul, unter denen gerade mein Lieb-

lingsbuch von diesem Schriftsteller, der Hesperus, war. — Ich ersuchte die Tante, mir dieß Buch zu borgen. — Was wollen Sie mit dem veralteten überspannten Zeug, fragte sie, verächtlich auf mich und das herrliche Buch herabsehend. Ich hob es auf, meine Bitte wiederholend, ohne ihre Frage zu beantworten. — Eugenie kam herzu und sagte: ich mache Ihnen ein Geschenk damit, und wünsche, daß sie einen Geliebten finden mögen, der dem empfindsamen Helden dieses Romans ähnlich ist, oder haben Sie ihn schon gefunden? Heißt Herr von Hohenberg etwa Victor oder Sebastian? — Herr von Hohenberg mag heißen wie er will, so danke ich Ihnen verbindlich für ein so theures Geschenk, antwortete ich, erfreut mit dem Buche ab — und allen ferneren Anspielungen aus dem Wege gehend. Müßige Leute sind immer neugierig, und die Neugierde will immer etwas erforschen, auch wo nichts zu erforschen ist. Ich habe noch nie von Hohenberg gesprochen, und

sie können nichts weiter wissen, als daß ich ihn kenne, weiß ich doch selbst meinem Gefühl für ihn noch kein deutlich bezeichnendes Beiwort zu geben. Das Seinige für mich ist schnell entstanden, und vielleicht vorübergehend, folglich ist vor der Hand jede Betrachtung darüber überflüssig. Auch bin ich gegenwärtig am wenigsten zu dergleichen Betrachtungen aufgelegt. Der sorgenvolle Gedanke an meinen Theodor erfüllt einzig meine ganze Seele, jeden andern verdrängend, den an Dich ausgenommen. Meine Gegenwart ist bang und trüb, meine glücklichsten Aussichten sind verdunkelt, nur der Nachklang von froheren schönen Tagen tönt wehmüthig aus der Vergangenheit zu mir herüber.

Herr von Walmont ist angekommen. Ohne eigentlich hübsch zu seyn, hat er ein Gesicht, das man auf den ersten Blick lieb gewinnt. Er sieht sehr blaß aus, seine Gesundheit scheint angegriffen. Dieß, und daß er den

verwundeten Arm in einer Binde trägt, gibt ihm ein leidendes Ansehen, das Theilnahme erregt. Dabei ist er aber doch sehr heiter. Für mich hatte seine erste Erscheinung viel anziehendes und durchaus nichts fremdes, denn er gleicht dem mir von meiner Mutter hinterlassenen Bilde so sehr, daß man es beinahe für ein wohlgetroffenes Portrait von ihm halten könnte.

Ist es nicht natürlich, daß diese äußere Empfehlung bei der vortheilhaften Schilderung, welche mir Herr Friedhof von ihm gemacht hat, ihm mein herzliches Wohlwollen erworben haben? Um so peinlicher ist es mir aber auch, ihn, wenn gleich auf eine unschädliche Art, und gegen meinen Willen hintergehen zu müssen. —

Eugenie ist hinreissend liebenswürdig, und übt die Kunst zu gefallen mit entschiedener Virtuosität. Gerade diejenigen Eigenschaften, die sie am wenigsten besitzt, Sanftmuth, Bescheidenheit, kindliche Hingebung, weiß sie

am täuschendsten zu affectiren. Kein Laut, kein Blick, keine Bewegung stört die Harmonie des beabsichtigten Eindrucks, dem wohl kein Herz widerstehen kann.

Frau von Romberg macht der unausbleibliche Triumpf ihrer Tochter vergnügter, als ich sie je gesehen. — Je mehr Herr von Walmont zu verbergen sucht, daß die vermeintliche Clotilde ihm besser gefällt, als die von der Kunst und Natur in Schatten gestellte, vermeintliche künftige Braut, desto deutlicher leuchtet seine Neigung unter den Fesseln der Verhältnisse hervor. Er begegnet mir, gleichsam als Ersatz für die mangelnde Zuneigung mit ungemeiner Ehrerbietung; während sein Auge mit liebevollem Wohlgefallen die reizende Gestalt Eugeniens verfolgt. Ach! wenn sie ihn doch für sein ganzes Leben so glücklich machte, wie jetzt; und warum sollte sie dieß nicht, wenn sie ihn wirklich liebt? Sollte es der Liebe nicht gelingen, dem angenommenen Charakter Wahrheit und Dauer zu ge-

ben? Hat doch Pygmalions begeisterte Leidenschaft den Marmor beseelt? und deutet diese Fabel nicht auf die Allgewalt der Liebe?

Wenn nicht bald irgend ein Zufall ihm verräth, wer ich bin; so werde ich es entweder selbst thun, oder Herrn Friedhof, bei dem Walmont täglich mehrere Stunden zubringt, darum ersuchen. Denn Eugenie will die überflüssige Liebesprobe so lange fortsetzen, bis der Geprüfte seine Wünsche laut erklärt. Hat er dazu nicht den Muth, sagte sie mir, so mag er im Stillen seufzen, so lang er will, —

Ist das die Sprache einer liebenden Braut? fragte ich sie in gerechtem Unwillen. —

Dieß ist, antwortete sie mir, die Sprache eines Mädchens, die nicht Lust hat, sich dem künftigen Beherrscher wie eine Sclavin zuführen zu lassen. —

Ach, sie liebt ihn nicht! es ist nur zu gewiß, sie liebt niemand als sich selbst. Er wird nicht glücklich werden, und ich kann

nichts thun, als ihn beklagen. Wenn doch mein Onkel bald zurückkäme und dem zwangvollen Leben, deß ich so herzlich müde bin, ein Ende machte.

Ich hätte heute so gerne meine Freundin Luise besucht; allein es soll ein langer Spaziergang nach dem Walde unternommen werden, wobei ich als Folie nicht fehlen darf.

Unsere Wallfahrt nach der Waldhütte hat mir zum erstenmale Gelegenheit gegeben, mit Herrn von Walmont allein zu sprechen. Frau von Romberg schickte uns drei Fußgehende voraus, und wollte, weil ihr der Weg zu lang war, in ihrem Wagen nachkommen. Eugenie war ländlich reizend gekleidet, die Guitarre an einem blauen Bande über der Brust hängend, eilte sie uns gefällig voran, und ergötzte uns von Zeit zu Zeit aus der Ferne mit ihrem Spiel und Gesang. Herr von Walmont bat mich, etwas langsamer zu gehen, um nicht erhitzt in den kühleren Wald zu kommen. Ich

gab Eugenien, die schon weit vorangestiegen war, mit meinem Tuch einen Wink, nicht weiter zu gehen, denn sie war bei ihrer leichten Kleidung am meisten der Erkältung ausgesetzt. Sie wollte mich aber nicht verstehen, und mein Begleiter ging immer langsamer. Das Bergsteigen hatte ihn sichtbar angegriffen, und sein Gemüth schien mir eben so leidend, als sein Körper. Besorgt, ja von der innigsten Theilname bewegt, konnte ich mich nicht länger zurückhalten, ihm das seiner Liebe scheinbar entgegenstehende Geheimniß zu offenbaren. — Vergeben Sie Eugenien, setzte ich hinzu, die kindische Verschleierung, unter welcher sie am sichersten Ihre Neigung erforschen zu können glaubte. Gestehen Sie ihr Ihre Wünsche, und der Schleier fällt, der Ihnen die liebenswürdige Braut verhüllte. Aber ich bitte Sie, mich nicht zu verrathen. Er sah mich ganz gegen meine Erwartung, weder überrascht noch entzückt, sondern bewegt und schmerzlich verlegen an. Ich, die ihn durch diese

Entdeckung zu erheitern, ja zu beglücken gehofft hatte, wurde noch verlegener. — Entweder, sagte ich, Sie misdeuten meine gutgemeinte Offenherzigkeit, oder Sie wollen gerne auch mir Ihre Empfindungen verbergen. — Keines von beiden, antwortete er endlich etwas gefaßter, Ihre Theilnahme thut meinem verwundeten Herzen wohl, recht wohl; ich bitte Sie nur, Fräulein Eugenie nicht in ihrer angenommenen Rolle zu stören, sie kleidet ihr zu gut, als daß ich wünschen könnte, sie je in einer andern zu sehen. Seyn Sie versichert: ich werde Sie nicht verrathen, und bleiben Sie nur heute noch Fräulein von Romberg. Morgen soll der Vorhang dieser unlustigen Comödie, als ewige Scheidewand zwischen mir und ihr, niederfallen, und ich werde dem Helden, wie der Heldin dieses Stükkes, recht aus voller Seele applaudiren. —

Ich begriff diese Antwort nicht; es lag eine Bitterkeit darin, die mir misfiel, weil ich keine Erklärung dafür hatte. Ich sehe

wohl, fing ich wieder an, Sie sprechen nicht gerne von ihren Herzens-Angelegenheiten; erlauben Sie mir wenigstens, daß ich von den Meinigen rede und Sie frage: ob Sie meinen Bruder, den Rittmeister von Lilienfeld, kennen? oder ob Sie mir vielleicht etwas von seinem Schicksal zu sagen wissen. —

Als ich von der Armee abging, antwortete er, waren noch keine umständliche Berichte von der letzten Schlacht eingelaufen. Nach allgemeinen Gerüchten soll sein Regiment sehr gelitten haben. Herr von Hohenberg — er hielt einige Augenblicke inne — soll schwer verwundet seyn. — Und mein Bruder? fragte ich, und konnte meine Thränen nicht mehr unterdrücken — O mein Gott! verbergen Sie mir nichts. — Ich habe Ihnen das Schlimmste gesagt, weil Sie es doch bald erfahren mußten. — Sie haben mir das Schlimmste noch nicht, Sie haben mir von meinem Bruder noch gar nichts gesagt. — Wenn Ihrem Herzen sonst kein Verlust droht,

erwiederte er mit Nachdruck, meine Hand innig fassend: Ihr Bruder lebt, und Sie werden in Kurzem eigenhändige und völlig beruhigende Nachrichten von ihm erhalten.

Ich drückte ihm meine Freude darüber mit dankbarem Entzücken aus; und er theilte diese Freude so herzlich, daß mein Wohlwollen für ihn in ein Gefühl überging, das ich nicht auszudrücken vermag.

Der schöne Moment hatte schnell ein glückliches Verhältniß zwischen uns gestiftet.

O, wie danke ich, sagte er gerührt, meinem guten Genius diese werthvolle Minute, in die ich nur noch die Bitte drängen möchte, ehe der böse Genius unter uns (ich merkte erst nachher, daß er die Tante gemeint hatte) sie abschneidet; die Bitte um Ihr Zutrauen, auch dann, wenn mein Benehmen Ihnen räthselhaft vorkommen sollte. —

Ich verstand nicht eigentlich, was er damit sagen wollte; aber seine Worte gruben sich tief in mein Herz. Mein Vertrauen mach-

te mich so selig; wie hätte ich es zurückdrängen, wie mich wegwenden können von der freundlichen Gestalt, die der Einsamen, Verlassenen so theilnehmend begegnete. Ewig werde ich die Erinnerung dieses Augenblicks nachempfinden, wie ein glänzender Lichtstrahl wird sie mir durch die dunkeln Pfade meines Lebens vorleuchten. O du gütig waltendes Wesen, betete ich still im Uebermaß meiner Beglückung, schenke allen bekümmerten Menschen eine Stunde, wie diese. Dann reichte ich ihm, freudig nach dem schönen Himmel aufblickend, meine Hand mit den Worten: ich vertraue Ihnen.

Wir waren stehen geblieben. Ich hatte die wartende Eugenie, die nachkommende Tante, und alles vergessen. Plötzlich weckte mich das Rollen ihres Wagens aus meiner glücklichen Vergessenheit. Wir merkten Beide erst, wie sehr wir uns verspätet hatten. Walmont half sich gut aus der Verlegenheit. Er ging dem Wagen langsam entgegen, und that,

als ob er ihn erwartet hätte, um vollends mit Frau von Romberg hinauf zu fahren. Ich wäre lieber allein zu Fuße nachgegangen; denn der schnelle Uebergang von vertrauender Hingebung zur bedachtsamen Zurückhaltung, war für mich eine schwere Aufgabe. Mein neuer Freund half sie mir glücklich überstehen.

Er wußte die Tante viel zu fragen, was ihr zu Beantworten nicht so leicht wurde, und wobei die Nichte schweigen konnte. Dann ergoß er sich mit einer unerschöpflichen Beredsamkeit über die abwechselnden Schönheiten der Gegend, und hier, sagte er, als wir wieder an die Stelle kamen, wo wir vorhin uns verweilt hatten, hier ist der schönste Punkt. — Sie werden oben bei der kleinen Hütte auf dem Vorsprung doch noch einen reicheren finden, versetzte Frau von Romberg. — Einen reicheren, das mag seyn, antwortete er, allein dieß bleibt nun schon einmal mein Lieblingsplätzchen; denn es erinnert mich an einen Spielplatz meiner spätern Kindheit, den ich,

so oft mit einer liebenswürdigen Gespielin meines Alters besuchte. — Und wer war diese Gespielin? fragte Frau von Romberg, neugierig. — Sie starb im Aufblühen, antwortete er ernst und gerührt. Die scharfsehende Welt wollte behaupten, ein stiller Gram habe sie getödtet; ich aber glaube, es war die Sehnsucht nach einem besseren Leben. — Die Erinnerung an diese Kindheitsfreundin bewegt Sie so sehr, man sollte fast glauben, sie sey Ihre erste Liebe gewesen, sagte die Tante, etwas gereizt. — Meine erste? fiel er nachläßig fragend ein, das weiß ich nicht mehr, denn ich war damals erst dreizehn Jahre alt; allein später glaubte ich; es sey meine letzte gewesen. Die Jugend hat ihre Träumereien; das waren die meinigen, und ich danke froh meinem Geschick, daß mein Erwachen eben so schön war, als mein Traum. —

Diese Wendung verfehlte ihre Wirkung nicht. Frau von Romberg setzte das Gespräch erheitert fort, noch einmal nach dem Namen der früh Verblühten fragend. — Sie hieß,

antwortete Malmont, Antonie Hell, und war die Pfleg-Tochter unseres Gutspächters, ich aber nannte sie nur Theoda. — Antonie Hell? wiederholte die Tante, in einem Tone, der ihre Verwunderung über das treu bewahrte Andenken an eine ahnenlose Geliebte, deutlich genug aussprach. Sie soll sehr schön gewesen seyn, setzte sie, gleichsam zu seiner Entschuldigung, hinzu. — Auch das weiß ich nicht mehr, erwiederte er. In dem Alter der Unschuld wirkt die Schönheit, wie die Tugend, unbewußt. Ist man hingegen älter und klüger geworden, dann weiß man erst, was man liebt.

Unter diesem doppelsinnigen Gespräch waren wir oben angelangt. Eugenie hatte indessen die Hütte lieblich mit Frühlingsblumen verziert, das runde Tischchen mit Erfrischungen besetzt. Sie selbst saß in reizender Stellung dem Eingange gegenüber, unter blühenden Hollunder-Bäumen, uns mit einem anmuthigen Liedchen zur Guitarre begrüßend.

Von dem Augenblick an, schien Malmont wie durch eine Zaubergewalt verwandelt. Er hatte nur Augen für sie, und spielte die Rolle des Bewunderers mit weniger Zurückhaltung als vorher.

Je gewisser Eugenie seiner Neigung zu seyn glaubte, desto mehr suchte sie mich, als die vermeintliche künftige Braut ihm gleichsam aufzudringen, und sich hinter diese zurückstellend, ihm jede Annäherung an sie noch mehr zu erschweren. Mir war diese läppische Vermummung, bei der ich bisher die ungünstigste Rolle gespielt hatte, nicht mehr drückend; und wußte ich gleich nicht eigentlich, aus welcher Absicht er die seinige unverändert fortspielte mein Glaube an seine Redlichkeit wurde dennoch nicht wankend.

So verging der triumphirenden Eugenie auch dieser Tag, wie die drei vorhergehenden; an mir war eine der Horen freundlicher vorübergeeilt, und ich sah ihr noch lange stillbewegt nach. Der Abend war herrlich. Die

Pflanzenwelt goß ihre süßesten Düfte, die untergehende Sonne ihre glühendsten Farben über ihn aus. Ich ging den größten Theil des Rückwegs allein. Eugeniens kindische oder gefallsüchtige Tändeleien, die zuweilen in muthwillige Leichtfertigkeiten übergingen, thaten mir, wie eine Entweihung, weh.

Nach dem Abendessen entfernte ich mich sehr bald, um die neuen Eindrücke dieses Tages in meinem Geiste zu ordnen und im Herzen desto tiefer zu bewahren.

Mir träumte seit langer Zeit zum erstenmal wieder von meinem Bruder, an den ich in meinem Abendgebet lebhaft gedacht hatte, und ich erwachte mit frohen Empfindungen.

Ganz früh ging ich, meiner Gewohnheit gemäß, in den Garten. Ich hatte das Gewächshaus mehrere Tage nicht besucht, und fand meine schönsten Blumen dieser Jahrszeit völlig aufgeblüht. Ach, dachte ich, wenn doch der Onkel käme, ehe sie verblühen, und zwei Stunden nachher drückte er mich an sein

väterliches Herz. Diese frohe Ueberraschung war mir Ersatz, für eine die mir, — wie soll ich sagen — die mir — schmerzlich war. Herr von Walmont ist diesen Morgen, noch ehe ich aufgestanden war, das heißt also, sehr früh, von Mainburg abgereist. Einen Abschieds-Wink, wenn auch kein Abschieds-Wort, hätte ich wenigstens von ihm erwartet. Doch, kein Mißtrauen! — Nur der Kammerjungfer hat er einen Brief an Frau von Romberg übergeben. Was er enthält, schreibe ich dir, wenn ich es anders erfahre, das nächstemal.

Ich schließe diesen Brief mit einer Nachricht, die dir empfindlich seyn wird, wie mir. Hohenberg ist schwer verwundet ins elterliche Haus zurückgebracht worden. Der Onkel begegnete seinem Wagen eine Stunde von der Stadt. — Welch ein Schmerz für meinen Bruder, wenn er diesen Freund, für den alten Vater, wenn er diesen einzigen Sohn verlieren sollte! Ich bin tief erschüttert, ob

ich gleich durch Herrn von Walmont auf diese traurige Kunde vorbereitet wurde. Es thut mir innig weh, daß ich ihn nicht lieben, daß ich nie gleichfühlend auf seine Briefe antworten konnte, daß ich ihm nie eine glückliche Stunde gegeben habe, und doch — wie konnte ich dieß — ohne die Sünde einer Unredlichkeit auf mich zu laden.

Leb wohl, meine theure geliebte Freundin, und ruhiger als ich.

Clotilde an Therese.

Ich eile, dir den gestern von meinem Bruder erhaltenen Brief mitzutheilen. Du wirst daraus ersehen, was sein Freund Hohenberg für ihn gethan, wie grosmüthig er sein Leben für ihn gewagt hat. Ich ahne, was mein Bruder wünschen, obgleich nie von mir fordern wird, wenn jener genesen sollte. Allein wenn ich mich auch stark genug fühlte, der Dankbarkeit dieses Opfer zu bringen, wäre

es wohl gethan, einem edeln Manne aus moralischem Heroismus, nicht aber aus Liebe meine Hand zu geben? Du, meine geliebte Therese, wirst dieß am wenigsten von mir fordern; denn du weißt noch besser als ich, wie nur eine liebende Gattin den liebenden Gatten zu beglücken vermag, wie nur gegenseitige Liebe allein die Basis ist, auf welcher ein Familienglück dauernd ruhen kann. Sind nicht die glücklichen Ehen auch deswegen so selten, weil sie meist ohne Neigung geschlossen werden, weil so viele Mädchen die Ehe nur wie eine Versorgungs-Anstalt betrachten, und ihnen daher die glänzendere Parthie immer für die bessere gilt; weil sie, in diesem Leben nichts suchend, als reichliches Auskommen, gesellschaftliche Zerstreuungen, Befriedigung luxurieuser Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, sich ohne alle Zuneigung mit jedem Manne verbinden, der ihnen diesen ihren höchsten Lebenswunsch zur Mitgabe bringt. Erinnere dich doch, wie oft du selbst sie streng

getadelt, und so viel häusliches Unglück davon abgeleitet hast; und nun sollte ich — wenn auch aus einem edeln Grunde — sie nachahmen, und ein heiliges Gelübde der Liebe täuschend aussprechen? Nein, theure Freundin, mein Herz spricht zu laut dagegen, laß mich ihm folgen. Du schreibst mir in deinem vorletzten Brief — und nicht umsonst waren diese Zeilen unterstrichen — achtende Freundschaft geht gewöhnlich in Liebe, Liebe immer in achtende Freundschaft über. Die letzte Hälfte deines Satzes mag wahr seyn, weil mit dem eintretenden Alter jedes leidenschaftliche Gefühl in ruhigere Empfindungen übergeht. Im Frühlinge prangen die Bäume im Blüthen-Schmuck, im Winter deckt kalter Schnee ihre dürren Aeste. Soll man darum der blühenden Gegenwart entsagen, weil sie vergänglich ist? Und ist sie denn wirklich so ganz vergänglich? Lebt die Erinnerung vergangener Seligkeit nicht beglückend in uns fort? —

Doch zu etwas anderem. Eugenie hat mir den von Victor an ihre Mutter zurückgelassenen Brief, wahrscheinlich ganz gegen deren Willen, auf mein Tischchen gelegt, und sich entfernt, nachdem sie mich aufgefordert hatte, ihn zu lesen. Ich habe ihn für Dich und mich copirt. Er lautet so:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich nicht persönlich von Ihnen Abschied nehme. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, kann dieß ruhige Blättchen besser. Die Absicht meines Besuchs bei Ihnen ist ausser Ihnen und meinem Grosvater niemand bekannt. Ich darf daher das Resultat meines Herzens Ihnen freimüthig vorlegen. Ihre Fräulein Tochter ist schön, ist liebenswürdig, ist mit aller möglichen Eleganz ausgebildet; allein sie ist dieß alles in einem zu hohen Grade für einen kunstlosen, schlichten Menschen, wie ich bin, und unser eheliches Glück würde noch vor seinem Daseyn an Dissonanzen sterben. Wie Schade, wenn so viel Grazie, so viele bezaubern-

de Kunstfertigkeiten, an meine Gewöhnlichkeit verschwendet, und nicht so geschätzt werden sollten, als feinere Kenner sie zu schätzen wissen werden.

Unter der Versicherung meiner tiefsten Verschwiegenheit, bin ich mit Hochachtung

Ihr

unterthänigster

Victor von Walmont.

Eugenie kam, nach einer Stunde zum zweitenmal tanzend in mein Zimmer. Nun, was sagen Sie, fing sie an, zu diesem stillen schüchternen Anbeter, der nur den Muth hat, zu gestehen, wen er nicht liebt, aber es nicht wagt, den Gegenstand seiner Verehrung zu nennen? — Wissen Sie denn so gewiß, daß er ihn nennen könnte? antwortete ich mit Nachdruck, weil ich sie wirklich bedauerte in ihrer eiteln Verblendung. —

Eine alberne Frage, versetzte sie, da Sie noch vorgestern mich ermahnten, seiner verliebten Schwermuth durch gefällige Entdek-

kung unserer Rollen-Verwechslung ein Ende zu machen. —

Ja damals glaubte ich wirklich, er liebe Sie; indessen bin ich zweifelhaft geworden. —

Zweifelhaft geworden? wiederholte sie spöttisch lachend. Armes Cousinchen, Sie sind auch zu neu; ich werde Ihnen ein Collegium über die Männerherzen lesen. Begreifen Sie denn nicht, warum er es nicht gewagt hat, diese vermeintliche Clotilde als seine Auserwählte zu nennen? Ich will es Ihnen sagen: weil — merken Sie wohl auf — weil diese vermeintliche Clotilde unbefangen, achtlos, unbekümmert um seine Gunst, scherzend und tändelnd, sie kaum zu bemerken, noch weniger zu beherzigen schien, mit einem Wort: weil er sich keine Hoffnung machen kann auf Gegenliebe. Hätte ich mich so benommen, wie Sie, er würde sich wohl anders erklärt haben —

Wie ich? fragte ich verwundert, und wie hätte ich mich denn benommen?

Wie ein sehr verliebtes Mädchen. Stumm, nachdenkend, träumerisch, empfindsam, schmachtend u. s. w. —

Paßt dazu etwa die Schilderung in seinem Brief an Ihre Frau Mutter? —

Ach, merken Sie denn nicht, daß eben jene Schilderung nichts anders ist, als feine Persifflage auf die ihm zugedachte unpassende Braut? —

Nein, antwortete ich ehrlich, das habe ich wirklich nicht gemerkt. Der Brief klingt räthselhaft; ich will es unterlassen, ihn zu deuten, denn ich wage mich nicht gern an Räthsel. —

Doch an Vergleichungen? fragte sie gereizt. — Liebe Eugenie, versetzte ich besänftigend, wozu streiten über eine Sache, die sich ja von selbst aufklären wird. —

Frau von Romberg, die durch eine Seitenthüre unbemerkt hereingekommen, und wahrscheinlich einen Theil unserer Unterredung mit angehört hatte, ergriff mit zorniger Ge-

berde den bewußten, ganz gegen ihren Willen mir mitgetheilten Brief, und zerriß ihn in ganz kleine Stückchen. Nun, sagte sie, könnt Ihr Euch die Zeit damit vertreiben, ihn wie ein Geduldsspiel wieder zusammen zu sezzen. — Ein göttlicher Einfall, rief Eugenie; denn ich spiele mit nichts so gerne, als mit der Geduld, wenn andere im Ernst die Ungeduld üben. —

Sie las hierauf wirklich alle Stückchen wieder sorgfältig zusammen, und legte sie, so wie sie ihr in die Hände kamen, wieder an einander. Wer weiß, sagte sie lachend, ob die Worte in veränderter Lage nicht auch einen veränderten, ja einen völlig entgegengesetzten Sinn aussprechen, und dann gäbe es abermals etwas zu erklären, zu errathen, zu vermuthen, zu wünschen, zu hoffen.

Frau von Romberg unterdrückte mit Mühe ihren heftigen Unwillen, um ihre Tochter nicht noch zu grösseren Unbedachtsamkeiten auf-

zureizen, nahm mich bei der Hand, führte mich in ihr Cabinet, und schloß die Thüre ab.

Ich habe gehofft, sagte sie mir, der Umgang mit einem stillen, sanftem Mädchen, wie Sie sind, werde einen vortheilhaften Einfluß auf meine Tochter haben, und darum habe ich Sie willig in mein Haus aufgenommen. Leider muß ich das Gegentheil erfahren. Eugeniens eitle Eigenliebe wird neben Ihnen zu sehr genährt. Der Contrast mit Ihnen schmeichelt ihr; sie gefällt sich in ihrer Ueberlegenheit des Witzes und Geistes, und fängt an, sie zu mißbrauchen. Nie sind solche Scenen zwischen uns vorgefallen, ehe Sie bei uns waren. Sie werden mir es daher nicht verdenken, wenn ich — sie wartete hier, ob ich nicht so zuvorkommend seyn würde, die Phrase in ihrem Sinne zu endigen — wenn ich — fuhr sie auf mein Stillschweigen fort — wünsche, Sie möchten uns so lange verlassen, bis Eugenie verheirathet und ich der Pflicht

ihrer Aufsicht und Leitung überhoben seyn werde. —

Recht gerne, antwortete ich, und zwar recht aus vollem Herzen.

Schon nächsten Dienstag früh — so hat es Frau von Romberg beschlossen — werde ich von hier abreisen, und hoffe noch vor einbrechender Nacht bei Dir, meine geliebte Freundin, einzutreffen. Mein guter Onkel wird sich dießmal dem so bestimmt ausgesprochenen Willen seiner Gattin nicht widersetzen. Er hat mich auch zu lieb, als daß er von mir verlangen sollte, mich länger als eine lästige Störerin des häuslichen Friedens ansehen zu lassen.

Wie gerne kehre ich zu Dir zurück! Wirst Du mich aber auch eben so gerne wieder aufnehmen? Ich habe an Menschenkenntniß, aber nicht an Heiterkeit gewonnen. Doch, dein liebevolles Herz wird die trüben Erinnerungen bald wieder in meiner Seele verwischen, und

dann werden die heiteren Farben nach und nach wieder hervortreten.

Ich lasse diesen Brief sogleich abgehen, ehe ich noch mit dem Onkel gesprochen habe, um nicht unangemeldet bei Dir zu erscheinen. Leb wohl, ich freue mich innig auf Dein, auf Euer aller Wiedersehn.

Deine

Clotilde.

Clotildens Hoffnung, zu ihrer schwesterlichen Freundin zurückzukehren, sollte noch nicht so bald erfüllt werden. Herr von Romberg fand einen Ausweg, wobei der Wille seiner Gattin so wie seine eigenen Wünsche befriedigt werden konnten. Er bedurfte einer Erholung, die er nur in der Entfernung von seinem Hause finden konnte, und entschloß sich, auf einige Monate nach der Schweiz zu reisen, und Clotilde als seine Begleiterin mit zu nehmen. Das hingebende Mädchen konnte dem liebevollen Oheim diese Bitte nicht ab-

schlagen, so weh es ihr auch that, länger von Theresen getrennt zu seyn, und überhaupt jetzt eine Gegend zu verlassen, in die ihr Bruder nun bald zurückkehren sollte, ja, in der ihr ein neuer Freund lebte, dem sie, trotz seines schnellen fast kaltsinnig scheinenden Verschwindens, doch unmöglich mißtrauen konnte. Wie theuer er ihrem Herzen sey, fühlte sie jetzt erst ganz, da sie nun gleichsam auch für ihn verschwinden sollte, wie sie denn keine schickliche Möglichkeit ersah, ihm von dem Beweggrund ihrer Reise einige Kunde zu geben; ja noch mehr, da es ihr fast scheinen wollte, als wenn ihre Entfernung von einem kaum erst gefundenen Freunde vielleicht ein Wink des Schicksals sey, sich an dessen Verlust zu gewöhnen; denn Herr von Romberg hatte ihr vertraut: seine Gattin sey hoch erfreut über den klugen Einfall, sie zu seiner Reisegefährtin gewählt zu haben; sie habe ihn dafür mit dem ersten offenherzigen Bekenntniß über ihre mütterlichen Absichten und Aus-

sichten belohnt. Ihr ganzes Glück beruhe darauf, daß die Verbindung ihrer Tochter mit Herrn von Walmont zu Stande komme, dem nach dem Tode seines 76 jährigen Grosvaters ein unermeßliches Vermögen zufallen werde. Sie hat sich, setzte er weiter hinzu, durch unausgesetzte Bemühungen die Gunst des Alten zu erwerben gewußt, und was ist ihrer Verstellungskunst nicht schon gelungen! Nur meint sie, der mit dem jungen Manne eingeleitete Roman könne nur gedeihen, wenn sie mit Eugenie allein seyn werde, weil das stolze Mädchen durchaus nicht vor Dir, in der ihr von der Mutter vorgezeichneten Rolle erscheinen wolle, und deßwegen bei seinem kürzlich gemachten ersten Besuch gerade in die entgegengesetzte gefallen sey. Wir wollen sie nun, fuhr der Nichtsahnende ferner fort, in ihren Liebes-Intriguen nicht stören; ich wünsche sogar, daß sie bald zu einem glücklichen Resultate führen mögen. Wenn Eugenie Herrn von Walmont wirklich liebt — wie ihre scharfse-

hende Mutter behauptet — so kann sie unter seiner besseren Leitung vielleicht von ihren Thorheiten geheilt werden; die mehr ihren Grund in einer verkehrten Erziehung, als in einer angebornen Gemüthsart haben. Sie war ein liebenswürdiges Kind bis zu dem Alter, wo es der Mutter nötig schien, alle ihre guten Anlagen und Neigungen unter die Herrschaft der Eitelkeit zu bringen. Dieser gehorcht sie auch nun ausschließend, allen Klugheits-Regeln einer Mutter zum Troß, die sie zu achten längst aufgehört hat. Durch eine Verbindung mit Victor von Walmont würde sie von der Mutter entfernt, weil jener — den ich durch Herrn Friedhof genau kenne — in nichts mit der künftigen Schwiegermutter zusammenstimmen wird. —

Clotilde beugte sich still leidend unter ihr Geschick, das sie als hoffnungslos zu betrachten anfing.

Bin ich nicht undankbar gegen Gott, — schrieb sie am Abend nach dieser Eröffnung,

in ihr Tagbuch — der mein heißes Gebet um die Erhaltung eines geliebten Bruders erhört, der mir an dem Bruder meiner verklärten Mutter einen Freund geschenkt hat, welcher mit Vatertreue für mich sorgt? Bin ich nicht undankbar, daß ich auch noch andere als Freudenthränen weine? Warum erscheint mir die Erde heute so trüb, warum will sich kein wohlthuendes Gefühl an mein Herz legen? Weil sich dort Wünsche eingeschlichen haben, die nicht dahin gehören, weil eine strafbare Ungenügsamkeit in mein innerstes Leben störend eingreift. —

Nach einer genauen Prüfung ihrer Lage und ihrer Pflichten erreichte Clotilde endlich einen Standpunkt, der ihr über beides einen klaren Ueberblick und ihrem Beginnen eine feste Richtung gab.

Sie schrieb einen langen Brief an ihren Bruder, unterrichtete ihn von allem, was der gütige Oheim für sie gethan, und wie sie ihm die Bitte, ihn nach der Schweiz zu begleiten,

nicht habe verweigern können, indem sie sich zu einem kindlichen Gehorsam gegen ihn verpflichtet fühle. Sie bat ihn ferner angelegentlich, gleich nach geendigtem Feldzug seinen Abschied zu nehmen und seine unterbrochene Studien auf der Universität *** fortzusetzen, zu welchem besonderen Zweck ihr der Onkel einen ansehnlichen Wechsel für ihn zugestellt habe, welchen sie ihrem Briefe beilegte. Das Geheimniß ihrer hoffnungslosen Liebe verschwieg sie, um ihm keinen Kummer zu machen. Sie sprach mit rührender Theilnahme über Hohenbergs gefahrvollen Zustand, erklärte aber, daß sie, belehrt über ihre Gefühle, ihm nie mehr als Freundin würde seyn können. Dieß Geständniß offen und redlich auszusprechen, war ihr jetzt zur Pflicht gegen sich und Hohenberg geworden. Sie wollte frei bleiben mit der Erinnerung an ihren schönsten Lebenstraum. —

Am folgenden Tag, als kaum die ersten Strahlen der Morgensonne in ihr stilles Zim-

mer hereinleuchteten, eilte sie nach dem Pfarrhause, um ihre Freundin Luise noch einmal vor ihrer Abreise zu sprechen. Auch dieser verbarg sie, welchen Eindruck Walmont auf ihr Herz gemacht, und auf welche unerwartete Art er das Rombergische Haus verlassen hatte. Nur so viel vertraute sie ihr, daß sie von Frau von Romberg als eine nachtheilig auf das Glück ihrer Tochter einwirkende Person aus dem Hause verwiesen worden, und dieß der eigentliche Grund sey, warum sie der Onkel mit sich nähme.

Dieser ungereimte Einfall der Frau von Romberg, sagte Luise, verschafft Dir doch wenigstens den Genuß einer angenehmen Reise, mir aber entzieht er eine große Freude, die Freude, dich an meinem Trauungstage in unserm frohen Kreise zu haben; denn ich höre, Ihr werdet mehrere Monate ausbleiben.

Sollte, antwortete Clotilde, die Trauung meiner Cousine früher erfolgen, als die Deinige, dann wäre es doch noch möglich; denn

zu dieser Feier würde sich mein Onkel gewiß wieder einfinden. Da ich nie wieder in das Haus meiner Tante zurückkehren werde, so würden deine gütigen Eltern, wie mein Oheim, mir wohl gerne erlauben, bei euch zu wohnen. —

So wünsche ich recht von Herzen, es möge bald ein anderer Freier für Eugenie erscheinen; denn Herr von Walmonts Braut wird sie nie werden, behauptete Luise. —

Clotilde, ihrem Vorsatz getreu, unterbrach schnell das Gespräch, ihre Freundin mit Innigkeit umarmend, und mit den Worten: Denke an mich, schreibe an mich, bete für mich Du liebes glückliches Mädchen, und nun begleite mich zu deinen ehrwürdigen Eltern.

Mein Vater, sagte Luise, ist schon vor Tagesanbruch nach R... abgereist, wohin ihn ein Freund dringend berufen hatte. Die Mutter ist noch oben in ihrem Schlafzimmer.

Fest umschlungen, schweigend und mit thränengefüllten Augen, gingen Beide hin-

auf. Frau Friedhof freute sich über den frühen Besuch, und kam Clotilden mit dem freundlichsten guten Morgen entgegen. Als sie aber von ihr vernahm, daß sie Mainburg verlassen sollte, ehe ihr Mann zurückgekommen seyn würde, wollte sie sich gar nicht zufrieden geben, und ließ nicht ab mit Bitten, bis ihr Clotilde versprach, sich noch einen Tag Aufschub von ihrem Onkel zu erbitten. In dieser Absicht eilte das gute Mädchen wieder in das Schloß zurück, fand aber die Frau von Romberg in so übler Laune, daß sie zweifelhaft wurde, ob sie ihr Gesuch dem Herrn von Romberg vortragen sollte.

Der Reisewagen wurde eben aus der Remise geschoben. Der alte Tobias stand im Vorzimmer, mit fröhlichem Eifer den Koffer seines Herrn packend. Clotilde blieb noch immer unschlüssig vor der Thüre stehen, als Eugenie rasch heraustrat, sie gebieterisch bei der Hand nahm und wieder zurück führte, mit den eilig ausgesprochenen Worten: Kommen

Sie, der Vater hat noch dringende Geschäfte abzuthun, Sie dürfen ihn nicht stören, und überhaupt: Sie werden von Morgen an Zeit genug haben mit ihm zu conversiren, mich aber haben Sie lange nicht mehr, und wer weiß in welcher veränderten Gestalt Sie mich wiedersehen werden. Meine Mutter will mich auf einmal zu einer Tugendheldin, wie Sie sind, umwandeln; dieß ist ganz gegen meinen Geschmack, und da könnte leicht eine wunderliche Mißgestalt aus mir werden. Je nun, wenn sie es mir zu bunt macht; so lasse ich mir mein Pferd satteln, reite auf Abentheuer aus, und kehre als Heldin zurück, damit ihr Wille wenigstens zur Hälfte erfüllt wird. Sie schreiben mir doch auch, bestes Cousinchen? Sie denken doch nicht, daß ich auch böse auf Sie bin, weil es die Mutter ist? Und wollen Sie wissen aus welchem Grunde es die Mutter ist? setzte sie, in ein lautes Gelächter ausbrechend, hinzu! — Hören Sie auf, Eugenie, sagte Clotilde ernsthaft, und machen Sie mir die

letzten Stunden meines Hierseyns, durch dergleichen unbesonnene Reden nicht noch bitterer. —

Frau von Romberg, die es nie gerne sah, wenn ihre Tochter lange mit Clotilden allein war, unterbrach dieß Gespräch durch ihr plötzliches Hereintreten.

Unter Clotildens Sachen, die sie zum Einpacken schon herausgelegt hatte, lag auch in einer niedlichen Kapsel das reichgefaßte Portrait, das schon erwähnte Vermächtniß ihrer verstorbenen Mutter, verborgen.

Enthält dieß etwa das Bild des Herrn von Hohenberg, und ist es einer theilnehmenden Tante erlaubt, in die verliebten Geheimnisse ihrer Nichte hinein zu blicken? fragte sie, die Kapsel hastig öffnend, ohne vorher eine Antwort abzuwarten.

Wie versteinert von Ueberraschung und Schrecken blickte sie auf das, nicht Hohenberg, wohl aber Herrn von Walmont gleichende Bild.

Das muß ein Medusenkopf seyn, schrie Eugenie spottend, indem sie mit kindischen Gebehrden sich beide Hände vor die Augen hielt. Der Himmel bewahre mich vor diesem Anblick. Mutter! Mutter! ich bitte, schließen Sie es doch zu, um es nie wieder zu erblicken. — Frau von Romberg hatte aber so sehr alle Fassung verloren, daß sie auf nichts hörte, und wortlos damit zur Thüre hinaus lief.

Und Sie sehen diesem grausamen Raube so gelassen zu? fragte Eugenie. — Ich habe keine Ursache, unruhig darüber zu seyn; aber ich muß Sie bitten, mich dem Willen Ihrer Frau Mutter gemäß, zu verlassen, versetzte Clotilde, ganz ruhig.

Eugenie entfernte sich, ohne die geringste Neugier über das Vorgefallene zu verrathen.

Nach diesem Auftritt hatte Clotilde noch weniger als vorher den Muth, ihren Onkel um einen Reiseaufschub zu bitten. Sie eröffnete dieß ihrer Freundin Luise schriftlich, und ersuchte sie, auf den Abend um 6 Uhr an

den untern Garten zu kommen, um sie noch einmal sprechen zu können.

Um Ein Uhr versammelte man sich im Speisezimmer. Herr von Romberg sah heiter, Eugenie ungewöhnlich ernsthaft aus. Clotilde, die Erscheinung ihrer erzürnten Tante nicht ohne Verlegenheit erwartend, blickte bestürzt nach der eben aufgehenden Thüre. Ein Bedienter meldete: die gnädige Frau wolle allein auf ihrem Zimmer speisen.

Man setzte sich zu Tisch. Herr von Romberg sah die beiden Mädchen forschend an. Keines sprach ein Wort. Eugenie, weil sie sich an jeder Verwirrung ergötzend, keine Auflösung derselben herbeiführen, Clotilde, weil sie sich über das Betragen der Mutter nicht in Gegenwart der Tochter beschweren wollte.

Ist etwas vorgefallen? fing endlich der besorgte Mann an, das Euch beide so stumm macht, und Frau von Romberg am Tage vor meiner Abreise von uns entfernt hält? — Ja wohl, antwortete Eugenie, nur schade daß

ich nicht weiß was; sonst hätte ich es längst verrathen. — Und meine Clotilde, fragte er sanft, darf oder will sie es nicht verrathen? — Die Sache, lieber Onkel — antwortete diese — ist mir selbst noch so unerklärlich, daß ich Ihnen nur die sonderbare Wirkung, nicht aber die Ursache davon angeben kann. Ich besitze, als Vermächtniß von meiner Mutter, ein Bild, wahrscheinlich das Portrait meines früh verlornen Vaters, das ich sehr hoch halte. Frau von Romberg sah es diesen Morgen zufällig unter meinen zum Einpacken herausgelegten Habseligkeiten, schien bei dem Anblick sehr überrascht, und — Clotilde stockte — nun weiter, und? fragte der Onkel hastig. — Weiter, fuhr Clotilde fort, weiter weiß ich Ihnen eigentlich nichts zu sagen. — So will ich dieß unübersteigliche Und zum Schluße bringen, fiel Eugenie schnell ein, und, wiederholte sie mit Nachdruck, — lief, höchlich entrüstet damit davon.

Der erstaunte Herr von Romberg faßte seine Nichte begütigend bei der Hand, versprechend, er wolle selbst hierüber mit seiner Gattin reden, das Mißverständniß aufklären, und ihr das Bild wieder zustellen. Verstimmt verließ er den Speisesaal. Er hatte gewünscht, friedlich von seiner Gattin zu scheiden, und sah nun einem neuen Verdruß entgegen.

Clotilde ging auf ihr Zimmer, und schrieb folgenden Brief an ihre Freundin Therese.

Geliebte Therese!

Ich hoffte bald wieder bei Dir zu seyn. Ich hoffte Dir meine verborgensten Gefühle mündlich vertrauen zu können. Es hat sich alles anders gelenkt. Mein gütiger Onkel will nicht, daß ich mich von ihm trenne. Er wird, zu seiner Erholung von häuslichem Mißvergnügen, morgen nach der Schweiz abreisen, und ich soll seine Begleiterin werden.

So empfange denn, Du innig Geliebte, meinen Abschiedsgruß aus der Ferne. Ihr

werdet mich nicht vergessen. Ihr werdet mich lieb behalten. Wie es mir auch ferner ergehe; Euer Glück, so wie das Glück meines Bruders, wird meinem Leben Freude und Werth geben. —

Hohenberg betreffend, habe ich an meinen Bruder meine bestimmteste Erklärung abgehen lassen. Ich wünsche ihm Wiedergenesung und das höchste Lebensglück. Wollte Gott, ich hätte ihn lieben und ihm lohnen können, was er für meinen Bruder gethan hat! Es ist nicht möglich. Ich weiß es nur zu gewiß. Es ist nicht möglich.

Ich liebe — ich liebe hoffnungslos — aber ewig. Dieß Bekenntniß darf dich nicht erschrecken; an die Nichterfüllung meiner Wünsche, von zarter Jugend an, gewöhnt, wie hätte sich je ein so kühner in meiner Seele völlig ausbilden können! Herr von Walmont hat mich überzeugt, daß er Eugenien nicht liebt, sein Brief an Frau von Romberg hat dieß bestätigt. Indessen glaubt mein Onkel: sie

werde doch noch ihren Plan durchzusetzen wissen. Bald bezweifle ich es, bald glaube ich es wieder. Was aber auch erfolgen mag, es wird wohl auf mein stilles Leben keinen Einfluß haben. Walmont hat mir eine rührende Theilnahme gezeigt: er hat mit Innigkeit und Freundeswärme mein Vertrauen angesprochen. Ich habe es ihm gelobt; ich glaube an seinen Edelsinn, an die Wahrhaftigkeit seines Charakters. Er hat mich nicht täuschen wollen, ich habe mich vielleicht selbst getäuscht. Wohl mir, daß ich nicht aufhören darf, ihn zu achten, daß ich meine Liebe nicht zu bekämpfen, nur zu verbergen habe. Dir allein bleibe dieß Geheimniß anvertraut. Gönne mir das schmerzlich süße Gefühl meiner Liebe. Halte mich nicht für unglücklich. Ich bin es nicht. Ich trage eine beseligende Erinnerung in meinem Herzen; sie schützt mich gegen jeden selbstsüchtigen Wunsch, und mein innerstes Leben veredelnd, bleibt sie mir ein hoher unverlierbarer Gewinn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich werde meine geistige Ausbildung verfolgen. Ich werde mich fähig machen, Dir und Deinen Kindern nützlich zu werden. Erzähle ihnen oft von mir, damit sie mich nicht vergessen. Ich werde, so viel es Zeit und Umstände erlauben, Zeichnungen von den Gegenden, die wir durchreisen werden, aufnehmen, um ihnen das, was ich sehen und beobachten werde, durch wörtliche und bildliche Darstellungen lebendig und anschaulich zu machen. Mein ganzes Sinnen und Treiben wird sich auf Euch beziehen.

Lebe wohl, meine theure geliebte Freundin! Grüße mir Deinen verehrten Gatten, Deine liebenswürdigen Kinder. Gedenket meiner in Liebe, wie Ihr es immer thatet. Gott segne Euch.

Deine

Clotilde.

Es war Abend geworden. Clotilde hatte alle ihre Angelegenheiten berichtigt, alles zur

[library stamp]

Reise geordnet; ihre Freundin Luise noch einmal an ihr Herz gedrückt, und ging im Schmerz der Trennug, still weinend, durch den Garten, den Weg nach dem Schlosse zurück. Sie pflückte sich noch eine von ihren selbst gepflanzten Aurikeln, die sie als Andenken aufbewahren wollte.

Wie ganz anders, sagte sie sich, war alles, als ich diese Blume pflanzte! Wie wechselt das Leben in und außer uns! Wie viele kummervolle Stunden habe ich an diesem Orte verlebt! Aber auch glückliche Minuten sind mir zu Theil geworden. Wie wird mir die Trennung leicht und schwer!

In solche Betrachtungen verloren, hatte sie sich in ein dichtes Bosket gesetzt, um sich erst auszuweinen, und zu dem peinlichen Abschied von ihrer Tante vorzubereiten.

Die Stimme des alten Tobias, der laut ihren Namen ausrief, weckte sie aus ihren wehmütigen Träumereien. Sie ging ihm, fragend was er verlange, entgegen. Der gnä-

dige Herr, sagte er leise, läßt Ihnen sagen: die gnädige Frau habe ihm das Bild bereits zurückgegeben, Sie möchten dessen gar nicht mehr gegen sie erwähnen; er werde es Ihnen diesen Abend noch zustellen. Ach, wie froh will ich seyn, setzte er mismuthig hinzu, wenn's morgen früh zum Schloßthor hinausgeht. Hätte ich meinen Herrn nicht so lieb, ich bliebe keine Stunde mehr unter Einem Dach mit der gnädigen Frau, die alle Tage unfreundlicher und mistrauischer gegen mich wird. Auch Sie gnädiges Fräulein, werden so lieblos von ihr behandelt, und Sie sind doch so sanft und gut; es thut mir oft weh. Still, ich glaube sie kommt, denn heute schleicht sie mir überall nach, ich muß mich verbergen, verrathen Sie nicht, daß ich mit Ihnen gesprochen habe, sonst bereitet sie mir noch ein Unglück. — Er entschlüpfte durch eine nahe kleine Seitenthüre nach dem Stall. Sie war es wirklich. Clotilde ging ihr entgegen und wurde aufs freundlichste mit folgenden Wor-

ten von ihr angeredet. Liebe Nichte, meine Tochter hat sich heute recht unanständig in Ihrer Gegenwart betragen. Sie dafür zu strafen, entfernte ich mich mit dem Bilde, ohne es ihr zu zeigen, und aus derselben Ursache erschien ich auch nicht bei Tische. Ich werde Mühe haben, dieses unbedachtsame, muthwillige Mädchen, wieder in die gewohnten Schranken kindlicher Ehrerbietung zurückzuweisen. Nur auf meinen Umgang allein beschränkt, wird sie ihre leichtsinnigen Kindereien ablegen, und wieder, wie vorher, an ernsteren Beschäftigungen Geschmack gewinnen.

Die listige Frau hatte bei diesem Gespräch keine andere Absicht, als ihr vorhergegangenes auffallendes Benehmen dadurch schlau zu verstekken. Herr von Romberg hatte ihr über das Bild selbst eine beruhigende Aufklärung gegeben, und so war das gute Vernehmen, dem äußern nach, völlig wieder hergestellt. Eugenie blieb den ganzen Abend hindurch still, ja sogar nachdenklich. Nach dem Abendessen

reichte sie Clotilden die Hand, sagte ihr ein kurzes: Leben Sie wohl, und verließ das Zimmer. Clotilde folgte ihrem Beispiel, nachdem sie von ihrer Tante einen kalten aber ehrerbietigen Abschied genommen hatte.

Mit dem Aufgang der Sonne saßen beide Reisende im Wagen, sich erfreuend am Anblick dieser großen Lichtgestalt, im Gefühl ihres ungestörten, zwanglosen Beisammenseyns. Auch dem treuherzigen Tobias hatte sein Morgenpfeifchen lange nicht so gut geschmeckt.

Durch die reizendsten Gegenden des Badischen Ländchens ging ihre Reise unausgesetzt bis Basel. Dort verweilten sie zwei Tage, und Clotilde fand unweit der Stadt schöne Standpunkte bei dem Bruderholz und Sanct Marguerite, von wo aus ihr die Gegend aufzeichnenswerth schien. Tobias, welcher sie bei diesen malerischen Wanderungen beglei-

tete, pries mit der heitersten Redseligkeit, das herrliche Reiseleben, besonders aber die Entfernung von der gnädigen Frau, und des ihm feindlich gesinnten Kammermädchens. Seine Reden hatten anfangs wenig Interesse für Clotilde; als er aber auf einen Brief zu sprechen kam, welchen Herr von Walmont ihm an jenem Morgen vor dessen unerwarteter Abreise von Mainburg gegeben, und Fräulein Clotilden selbst zu übergeben aufs dringendste empfohlen hatte; da ergriff sie ein unnennbares Erstaunen. Ihre zeichnende Hand stockte, die Gegenstände wurden ihr undeutlich, und eine schwere Thräne fiel auf das Blatt nieder, einen der schönsten Punkte ihrer Landschaft verwischend, wie der Zufall, oder eine feindselige Einwirkung vielleicht den schönsten Punkt ihres Lebens verwischt hatten.

Und dieser Brief? fragte Clotilde, als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, wo ist er? — Nun haben Sie ihn denn nicht von der gnädigen Frau erhalten? Sie entriß ihn

mir auf dem großen hinteren Gang, der nach Ihrem Zimmer führt, mit dem Beisatz: einem jungen Mädchen, das ihrer Aufsicht anvertraut, und noch dazu die Braut eines Anderen seye, dürfe kein Brief von einem jungen Manne zugestellt werden. Sie müsse ihn erst lesen, und werde ihn dann Ihnen selbst übergeben. Ich glaubte ihn längst in Ihren Händen. Sie scheinen ihn aber gar nicht erhalten zu haben. Jetzt merke ich dummer ehrlicher Tropf erst was man wollte. Darum ist mir so streng verboten worden, Ihnen zu sagen, daß Herr von Walmont mir den Brief zur Uebergabe anvertraut hatte.

Durch diese überraschende Entdeckung wurde Clotilde manches aufgehellt, was ihr bisher unerklärlich geblieben war. Der Zorn ihrer Tante, als sie jenen an sie gerichteten Brief des Herrn von Walmont auf ihrem Tisch erblickt hatte, ihre Bestürzung bei dem Anblick eines Bildes, das allerdings dem Verfasser jenes zweideutigen Briefes ähnlich schien;

die Eile, mit welcher sie aus dem Hause verwiesen worden war, und so manches andere, das sie in ihrer Arglosigkeit nicht durchschaut hatte.

Sie endigte ihre Zeichnung in den flüchtigsten Umrissen, und eilte, eine nie empfundene Ahnung im Herzen tragend, nach Haus. Dort schrieb sie sogleich an ihre Freundin Friedhof nach Mainburg, was sie von dem alten Tobias erfahren hatte, wie sehr sie der Verlust dieses Briefes schmerze, und bat sie dringend, durch ihren Vater, den Herrn von Walmont davon zu benachrichtigen; übrigens aber, aus Schonung gegen die Gattin ihres Oheims, den Vorfall geheim zu halten.

Kaum hatte sie den Brief gesiegelt, als Herr von Romberg in ihr Zimmer hereinkam.

Ihre heftige Gemüthsbewegung konte ihm nicht unbemerkt bleiben, und er erkundigte sich liebevoll besorgt nach der Ursache derselben. Was sollte sie ihm antworten? Sollte sie ihm

das Vergehen seiner Gattin gegen sie offenbaren? Sollte sie ihm ihre tief verborgene, unbesiegbare Liebe, gegen einen Mann, auf dem seine väterlichen Hoffnungen für das innere und äußere Glück einer irregeleiteten Tochter ruhten, eingestehen? Nein, nein, sagte sie in sich, ich will ihm nicht noch mehr trübe Stunden machen; ich will ihm verschweigen, was ihn zweifach kränken würde.

Sie antwortete ihm: sie habe an ihre geliebte Luise geschrieben und die Rückerinnerung an ihr glückliches Beisammenseyn habe sie wehmüthig gestimmt. Durch diesen Vorwand und mit der ihr eigenen Selbstbeherrschungskraft gelang es ihr, ihn völlig zu beruhigen.

Als aber Herr von Romberg zu Bette gegangen war, und sie sich allein in ihr Zimmer verschlossen hatte, da warf sie sich, überwältigt von Bekümmerniß, von Sehnsucht, von Schmerz und Liebe, weinend auf ihre Kniee, Gott um Kraft zur Ergebung anrufend.

Die Fortsetzung ihrer Reise erschien ihr jetzt wie ein fortdauerndes Losreissen von einem Glück, mit dem ihre Phantasie sonst nur, wie mit einem unerfüllbaren Traumbild gespielt hatte. Jetzt glaubte, jetzt fühlte sie sich von Walmont geliebt. Die Erinnerung an jene einsame Stunde mit ihm stand neu beleuchtet vor ihrer Seele; jedes Wort, das er ihr gesagt hatte, drang mit neuem Zauber in ihr überzeugtes Herz. Aber welche Deutung, fragte sie sich immer wieder, wird er meinem Stillschweigen, welche Deutung wird er dem durch Frau von Romberg verbreiteten Gerüchte geben, daß ich verlobt sey? Wie viele Zufälle können die Ankunft meines Briefs nach dem abgelegenen Mainburg verspäten, oder ganz verhindern? — Mit solchen Zweifeln quälte sich das liebende Mädchen unaufhörlich. Sie besaß indessen Stärke genug, äußerlich heiter zu scheinen, und den Aufruhr ihres geängsteten Herzens mit fester Willenskraft zu bekämpfen.

Im Schlosse zu Mainburg sah es stürmisch genug aus. Frau von Romberg hatte ihrer Tochter gleich nach der Abreise ihres Gatten und ihrer Nichte, mit den bittersten Vorwürfen über ihren übermüthigen Leichtsinn, geoffenbart: daß Herr von Walmont nicht sie, sondern Clotilden liebe, daß ihre im höchsten Grade zerrütteten Vermögens-Umstände nicht lange mehr verborgen bleiben könnten, und Eugeniens Verbindung mit Victor das einzige Mittel seye, sie vom Verderben und Schimpf zu retten. Die eitle verblendete Eugenie wollte der mütterlichen Offenbarung durchaus keinen Glauben beimessen, was ihr in so ferne zu verzeihen ist, als Herr von Walmont wirklich den Verliebten gegen sie gespielt hatte. Dadurch sah sich Frau von Romberg genöthigt, eine Handlung, über welche sie zu erröthen hatte, einzugestehen, und ihr folgenden Brief des Herrn von Walmont an Clotilde, mitzutheilen, welchen sie den Händen des alten Tobias entrissen hatte.

Theuerste Clotilde!

Sie haben mir in dem wichtigsten Augenblick meines Lebens Ihr Vertrauen geschenkt. Erlauben Sie mir nun auch, dieses Vertrauen, ohne Rückhalt, so wie es mein Herz fordert, zu erwiedern.

Auf die dringende Bitte meines Grosvaters, der eine Verbindung zwischen mir und Fräulein von Romberg eifrig wünscht, bin ich in Mainburg erschienen. Ich befolgte diesen seinen Willen, um mit Gründen auf dem Meinigen beharren zu können. Ich konnte keinen andern Erfolg von dieser Zusammenkunft mit einer, mir von andern ausgewählten Braut für mich erwarten, als das Recht eines bestimmten verneinenden Ausspruchs. Dieß würde auch die einzige Folge meines Besuchs gewesen seyn, hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu sehen.

Sie wurden mir als Fräulein von Romberg vorgestellt; allein die Schilderung, welche mir ein Freund von dem wirklichen Fräulein

von Romberg gemacht hatte, paßte so wenig auf Sie und so genau auf Jene, daß ich nicht lange ungewiß bleiben konnte. Frau von Romberg, ihre mütterliche Eitelkeit zu wenig verbergend, und zu angelegentlich bemüht, das coquette Betragen ihrer Tochter als kindliche Unbefangenheit mit schlauem Eifer zu entschuldigen, überzeugten mich bald völlig, daß man hier eine Comödie spiele, bei der ich, wie billig, auch eine Rolle für mich auswählte. Ich spielte den, von so vielfachen Reizen entzückten Liebhaber, während eine ernstliche Neigung sich bis zur glühendsten Liebe in meinem Herzen ausbildete.

Ich liebte anfangs hoffnungslos; denn ich hielt Sie für eine Verlobte, bis zu dem entzückenden Moment, wo Ihre Aeußerungen über Herrn von Hohenberg mich berechtigten, nur eine Freundin, nicht aber eine Geliebte von ihm, in Ihnen zu sehen.

Aber werde ich dennoch nicht hoffnungslos lieben? — Werden Sie es nicht bereuen,

mir Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen geschenkt zu haben, wenn ich Ungenügsamer, nun um das Höchste, um ihre Liebe, um ihre Hand, um das ganze und einzige Glück meines Lebens bitte? —

Ich liege in Gedanken auf meinen Knien vor Ihnen, mit unnennbarer Sehnsucht auf ihren Ausspruch harrend, und wage kein Wort mehr hinzuzusetzen, als das feierliche Gelübde meiner unzerstörbaren Liebe und Anbetung.

Victor von Walmont.

Dieser Brief that die beabsichtigte Wirkung. Eugenie versprach in die Intriguen der listigen Mutter einzugehen, um so mehr, da ihr die Eroberung des Herrn von Walmont, so wenig sie ihn auch liebte, jetzt als ein Triumph über eine verhaßte Nebenbuhlerin, höchst wünschenswerth geworden war.

Man schritt rasch an die Ausführung des Planes. Der alte Herr von Walmont wurde

sogleich dringend ersucht, wichtiger Familien-Angelegenheiten wegen, auf einige Tage nach Mainburg zu kommen. Frau von Romberg empfing ihn tief betrübt, und hingerissen von mütterlichen Bekümmernissen, schilderte sie ihm mit der ihr eigenen Ueberredungskunst, welche Leidenschaft ihre Tochter für seinen Enkelsohn gefaßt habe; wie sie, um seiner freien Zuneigung gewiß zu werden, sich durch ihre listige Nichte habe verleiten lassen, unter deren Namen mit ihm bekannt zu werden; wie dieser unschuldige gutgemeinte Scherz ihm misfallen zu haben scheine, und er, ohne irgend eine bestimmte Aeußerung Mainburg verlassen habe. Seines zurückgelassenen Briefes wurde wohl weislich gar nicht erwähnt, sie war sogar gesonnen, den Empfang desselben zu verläugnen, da sie auf die Verschwiegenheit und völlige Ergebenheit ihres Kammermädchens in allen Fällen bauen konnte.

Man versäumte auch nicht, gelegentlich, dem alten eben so leichtgläubigen als eigensin-

nigen Manne eine nachtheilige Schilderung von der überspannten, übergelehrten Clotilde zu machen, und eine boshafte Erwähnung ihrer Reise, zu einer Zeit, wo ihr Verlobter, der Herr von Hohenberg, tödlich krank liege, mit einzuflechten. Es war alles schlau berechnet. Frau von Romberg gründete ihre Hoffnungen auf den hartnäckigen Willen des Grosvaters, auf die Vermögens-Abhängigkeit des Enkelsohns, dessen Ansprüche noch zweifelhaft gemacht werden konnten, indem von einem ältern, seit 25 Jahren abwesenden Bruder seines verstorbenen Vaters noch keine bestimmte Todes-Nachricht eingelaufen war. Ein Umstand der zu seinem Nachtheil geltend gemacht werden konnte. Sie hatte bei ihren schlauen Berechnungen nur Einen, aber auch einen sehr wesentlichen Punkt übersehen, nehmlich: Die Willenskräftigkeit, Beharrlichkeit und innere Unabhängigkeit des jungen Herrn von Walmont, der Kenntnisse genug besaß, um seiner künftigen Familie, auch ohne

8

die grosväterliche Erbschaft, eine anständige, wenn auch nicht glänzende Existenz zu verschaffen. Er hatte sich als Offizier durch Tapferkeit und ein streng sittliches Betragen rühmlichst ausgezeichnet. Die Regierung konnte ihn mit einem Anstellungs-Gesuch nicht abweisen.

Zu Hause wieder angekommen, ließ der getäuschte Grosvater sogleich seinen Enkelsohn zu sich rufen.

Du hast mir, lieber Victor, redete er ihn freundlich an, als Du von Mainburg zurückgekehrt warst, gesagt: Eugenie habe weder Neigung zu Dir, noch könnest Du glauben, mit einem Mädchen ihrer Art glücklich zu werden. Deine erste Behauptung ist falsch; davon habe ich mich klar überzeugt. Mit der zweiten wird es eben so seyn. Frau von Romberg hat mir, bedrängt von mütterlichen Bekümmernissen, entdeckt, daß ihre Tochter Dich leidenschaftlich liebe, daß sie aber nicht aus Rücksicht für die elterliche Uebereinkunft, son-

dern aus reiner Liebe von Dir gewählt zu werden wünsche, und Dir blos deswegen unter einem andern Namen habe bekannt werden wollen. Das gute Mädchen darf deswegen auch nie erfahren, was mir die Mutter vertraut hat. Freilich besitzt sie nicht so viel Bildung und überflüssige Kenntnisse, als ihre prätentiöse Cousine Clotilde, die selbstsüchtig genug ist, um, während ihr sterbender Verlobter sich vergeblich nach ihr sehnt, eine angenehme Zerstreuungsreise zu machen; aber dagegen wird die häuslich Erzogene auch eine desto hingebendere Gattin und liebendere Mutter werden. Ich wünsche nun Dein entscheidendes Ja zu hören, um die Ruhe des liebenden Mädchens und der besorgten Mutter bald wieder hergestellt zu sehen. —

Fräulein von Romberg, antwortete der Befragte, mit Festigkeit, kann auf keinen Fall die Meinige werden, selbst wenn sie mich wirklich liebte. Es ist überhaupt sehr wahrscheinlich, setzte er, noch immer verge-

bens auf eine Antwort von Clotilde harrend, tief betrübt hinzu, es ist sehr wahrscheinlich, daß ich unverheirathet bleibe. —

Wie? rief der erstaunte Grosvater, Du wolltest die reichen Besitzthümer an fremde Erben übergehen lassen? —

Mein Lebenszweck, erwiederte er ernst, besteht nicht darin, diesen Reichthümern Erben unseres Namens zu geben; sonst würden sie mir sehr lästig werden. —

Das sollen Sie nicht, schrie der alte Mann, ergrimmt über diese ihm frevelhaft scheinende Geringschätzung seines Vermögens, indem er die Gewichte einer uralten Familien-Wanduhr zornig hinauf schnellte. Noch lebt vielleicht mein ältester Sohn Carl, ein Tollkopf, wie Du, den auch eine unselige Leidenschaft zu einem, gewiß schwer gebüßten Schritt verleitete. Und wenn er auch nicht mehr am Leben seyn sollte; so existiren vielleicht Kinder von ihm, die Dich um einen beträchtlichen Theil deiner Erbschaft erleichtern kön-

nen; was noch übrig bleiben könnte, steht, Dir zu entziehen, noch jetzt in meiner Macht. Ueberlege indessen alles wohl, und bereite Dich, in jedem Fall, mich bald nach Mainburg zu begleiten, um Dich selbst zu überzeugen, wie innig Du von Eugenien geliebt wirst.

Victor ließ sich dieß recht gerne gefallen. Er hatte ohnehin im Sinne gehabt, in diesen Tagen, seinen und Clotildens Freund Friedhof zu besuchen, um sich zu erkundigen, ob bei ihm keine Nachrichten von ihr eingelaufen seyen.

In welcher Gemüthsstimmung Clotilde ihre Reise weiter und weiter fortsetzte, wird jedes liebende Herz fühlen.

Herr von Romberg gewann sichtbar an Gesundheit und Heiterkeit, und seine Begleiterin wurde ihm täglich lieber. Er erzählte ihr manches Interessante aus seiner Vergan-

genheit, manche ihr unbekannt gebliebene Jugendbegebenheiten aus dem Leben ihrer theuren Mutter. So erfuhr sie endlich auch von ihm, daß das bewußte Bild, das Portrait des ältesten Sohnes des Herrn von Walmont seye, welcher ihre Mutter mit unbesiegbarer Leidenschaft geliebt, daß dessen noch lebender Vater diese Liebe zu einem Mädchen ohne Vermögen durch List und Gewalt getrennt habe, worauf der Sohn aus Verzweiflung verschwunden sey, und daß man bis jetzt weder von seinem Leben, noch von seinem Tode habe etwas erfahren können.

Er schloß diese Erzählung mit einer begeisternden Lobrede auf den unglücklichen Mann, der sein innigster Jugendfreund gewesen war, und an dessen Verlust er, noch nach so vielen Jahren, nicht ohne Thränen denken konnte.

Diese Geschichte machte auf Clotilde, die ein Weissagung ihres eigenen Geschickes darin ahnend erkennen wollte, einen doppelt schmerzlichen Eindruck. Auch mich, dachte sie, werden

List und Gewalt von einem geliebten Freunde trennen, und das Beispiel meiner Mutter soll mich vorbereiten, es, wie sie, mit standhafter Ergebung zu ertragen. Mit schwer erkämpfter Resignation suchte sie sich allmählig wieder an ihre früheren Lebensaussichten zu gewöhnen, und in diesen belohnende Punkte aufzusuchen. Sie erleichterte ihr gepreßtes Herz durch einen vertrauensvollen Brief an ihre treue Therese, vor der sie nie ein Geheimniß gehabt hatte, und auf deren Trost und Theilnahme sie, in jeder Lage, fest bauen konnte.

Von Basel aus waren unsere Reisende durch das Frickthal über Rheinfelden und Laufenburg, nach Schafhausen gekommen, um die Hauptmerkwürdigkeiten dieser Stadt, die Brücke und den Rheinfall, zu betrachten. Sie verweilten daselbst einige Tage, um den Fall in seinen verschiedenen Zeit-Erscheinungen und von verschiedenen Standpunkten aus zu sehen. Der Anblick dieses ausserordentlichen

Schauspiels wirkte wohlthätig erhebend auf das für Natur- Schönheiten so empfängliche Gemüth Clotildens.

Den ersten Abend, als sie nach einer langen Wanderung mit ihrem Onkel nach Hause kam, fand sie einen Brief ihres Bruders, erfreulichen und traurigen Inhalts. Erfreulich war ihr die Bestätigung von dem nahen Frieden, und seiner nahe bevorstehenden Entlassung aus dem Militair-Dienst; aber mit tiefgefühlter Trauer las sie die Nachricht von dem Tode seines treuesten Freundes Hohenberg und weihte dem Andenken des Hingeschiedenen die aufrichtigsten Thränen. Diesen Brief beantwortete sie sogleich.

Von Schafhausen ging es in gemächlichen Tagreisen bis Zürich, wo Herr von Romberg einige Tage bei einem lieben Freunde Theobald zuzubringen versprochen hatte. Jedes längere Verweilen an einem Ort war Clotilden erwünscht, weil sie dadurch die so sehnlich erwar-

teten Nachrichten von Mainburg schneller und sicherer zu erhalten hoffen konnte.

Der biedere Theobald und seine liebe ächt schweizerisch gesinnte Hausfrau bewirtheten ihre verehrten Gäste nach alter Sitte, einfach und herzlich. Von ihm begleitet unternahmen sie bald kürzere, bald längere Excursionen zu Wasser und zu Land in die sehenswürdigsten Gegenden dieses Theils der Schweiz. Bei diesen kamen sie bis nach der schönen Insel Ufnau, die eine prächtige Aussicht gewährt, und wegen zweier Kapellen merkwürdig ist, deren eine das nun zerstörte Grab des Ritters und rüstigsten Waffenträgers der Reformation, Ulrich von Hutten, enthielt.

Als sie eben aus dieser Kapelle heraustraten, stand ein einfach, aber schön gekleideter Mann vor der Thüre, dessen Anblick sogleich Clotildens Aufmerksamkeit erregte. Herr von Romberg war, ohne ihn zu bemerken, mit Theobald vorausgegangen, sie aber blieb noch immer neben dem Unbekannten stehen,

ihn mit steigendem Interesse betrachtend. Wie Herr von Romberg wahrgenommen, daß Clotilde ihnen nicht gefolgt war, ging er zu ihr zurück, und, wer beschreibt sein Erstaunen, als er in dem nahe bei ihr stehenden Fremden, den längst beweinten Freund seiner Jugend zu erkennen glaubte, und mit dem freudigen Ausruf: Carl Walmont! Bist Du es, oder trügt mich mein Auge? mit ausgebreiteten Armen, auf eine bejahende Erwiederung harrend, vor ihm stehen blieb. — Ich bin hier, flüsterte ihm der Erkannte zu, Herr Speronati, für Dich bin ich der alte treue, durch süße Erinnerungen an Dich geknüpfte Freund einer unvergeßlichen Vergangenheit, und so sank er weinend an seine Brust.

Theobald, um eine so rührende Scene nicht zu stören, winkte Clotilden mit ihm voranzugehen, und führte sie nach dem Gasthaus zurück. Auch für sie war die Erscheinung eines Mannes, mit dem sich ihre — Phanta-

sie seit einiger Zeit auf eine innige Weise beschäftigt hatte, ein bedeutendes Ereigniß.

Die wiedervereinten Freunde suchten ein abgelegenes Plätzchen, wo sie sich ohne Zeugen den Ergießungen ihrer Herzen überlassen konnten. Wie viel hatten sie sich nicht nach einer 25jährigen Trennung zu sagen! Kaum aus dem Jünglings-Alter herausgetreten, hatten sie sich damals getrennt, und fanden sich nun als alternde, über die Täuschungen des Lebens belehrte Männer wieder.

Speronati (wir nennen ihn nun auch so) hatte die größere Hälfte der abwesend verlebten Jahre unter diesem Namen in Italien zugebracht. Erst vor zwei Jahren hatte er sich nach der Schweiz begeben, um seinem Vaterlande näher, Erkundigungen über diejenigen Personen einzuziehen, die ihm ewig theuer waren, und seinen ferneren Lebensplan darnach zu richten. In Lausanne traf ihn die schmerzlichste Nachricht von dem Tode der Frau von Lilienfeld, die ihm ein Reisender,

der sich einige Tage in der Gegend, wo sie lebte, aufgehalten hatte, mittheilte, ohne zu ahnen, wie nahe ihn dieser Verlust anging. Von nun an hatte er die Rückkehr in sein Vaterland gänzlich aufgegeben, und, einen stillen Ort in der Schweiz aufsuchend, sich endlich auf der Insel Ufnau niedergelassen.

Mein guter Genius, setzte er nach geendigter Erzählung hinzu, hat mich hieher geleitet.

So ist mir doch noch die Freude geworden, den Bruder meiner geliebten Anna, den Freund meiner Jugend, noch einmal an mein Herz zu drücken, ehe ich aus dieser Welt verschwinde. —

Wie? rief Romberg ihn fest umschlingend, Du wolltest Dich von diesem treuen Herzen wieder losreißen? Du wolltest freiwillig unserm Beisammenseyn entsagen, und den verlassenen Freund allein nach der Heimath ziehen lassen? O gedenke doch der Zeit, wo ich mit Brudertreue Freude und Kummer mit

Dir getheilt habe. Bedenke auch, daß mir kein Gefühl unverletzt geblieben ist, als das Gefühl unserer Freundschaft. Ach, ich bedarf Deiner mehr als jemals. Ich kann, ich werde nicht von Dir scheiden. Du wirst es auch nicht mehr verlangen, wenn Du wirst vernommen haben, was ich entbehre. —

Wohlan, es sey, antwortete der gerührte Freund; ich folge Dir, nur nicht in die Nähe meines väterlichen Wohnsitzes; denn dort würde ich nicht unerkannt bleiben. Und unerkannt muß ich bleiben, so lange mein Vater lebt. Er hat meinen Verlust verschmerzt; ich habe ihm von Herzen vergeben. Durch meine Erscheinung würden nur vernarbte Wunden wieder aufgerissen, gewohnte Verhältnisse verrückt, Erwartungen eines geliebten Enkelsohns vereitelt, und wer weiß welche unzuberechnende Folgen herbeigeführt.

Romberg war vor der Hand damit zufrieden, und führte ihn zu den beiden Vorausgegangenen zurück, von denen sie sehnlich er-

wartet wurden. Theobald, welcher unbewußt zu diesem glücklichen Zusammentreffen beigetragen hatte, war voll freudiger, herzlicher Theilnahme.

Die bescheidene Clotilde glaubte sich in dem Freuden-Sturme beinahe vergessen, und war, als sie die beiden seligen Freunde kommen hörte, still ins Nebenzimmer geschlichen. Ihr Onkel hatte aber seine besonderen Absichten dabei, warum er sie seinem Freunde, der sie für dessen Tochter hielt, nicht gleich anfangs als seine Nichte vorstellte. Diese Vorstellungs-Scene sollte durch keine Zeugen gestört werden; es war ihm daher ganz lieb, daß sie das gemeinschaftliche Zimmer verlassen hatte. Sobald es schicklich war, gab er Theobald ein Zeichen, zurückzubleiben, und winkte seinem Carl, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen.

Das bewegte Mädchen stand dort gedankenvoll am Fenster. Romberg faßte sie bei der Hand, und führte sie dem Freunde zu,

mit den Worten: meiner Schwester Anna einzige Tochter. Da folgte ein erschütternder Moment. Wie von Vaterliebe begeistert hingerissen schloß der gefühlvolle Mann die geliebte Tochter seiner verklärten Freundin an sein wundes Herz und hielt sie lange mit frommer Rührung schweigend in seinen Armen. Auch Clotilde vermochte es nicht, ihre Gefühle auszusprechen. Beide waren von ähnlichen Empfindungen überwältigt. Ihm war als schwebe der Geist seiner hingeschiedenen Geliebten um ihn, und fordere ihn zur Vaterpflicht, zur Vaterliebe für ihre verwaiste Tochter auf. Diese, von gleichen Ahnungen ergriffen, neigte sich in kindlicher Frömmigkeit vor ihm nieder, stillschweigend um seinen Segen bittend. — Ja, ich segne dich, du theures Kind, und will dir Vater seyn, sprach er endlich, und legte seine zitternden Hände auf das geliebte Haupt. Dankbar erhob sich Clotilde, und reichte ihm sein Bild, das sie, seit ihrer Entfernung aus Mainburg, an ei-

ner seidenen Schnur verborgen an ihrem Herzen trug. Dieser Schutzgeist, sagte sie, hat mich Sie erkennen gelehrt, und nun erst erinnerte er sich wieder, daß sie es war, die ihn zuerst ahnungsvoll betrachtet und erkannt hatte. Und Du, antwortete er, bist mein Schutzgeist geworden; durch Dich ist mir ein neues bedeutungsvolles Leben aufgegangen, das ein schöner Beruf heiligt.

Ach, welche schmerzlich süße Erinnerungen traten bei dem Anblick dieses Bildes wieder vor seine Seele! Wie sehnte er sich mit Clotilden von ihrer Mutter zu reden! Nun war es ihm unmöglich geworden, sich auch nur auf wenige Tage von ihr zu trennen. Ich ziehe heute noch mit Euch, sprach er, die Hand der geschenkten Tochter und des Freundes fassend. Meine Sachen können mir nachgeschickt werden. Meine Wechsel sind ohnehin in Zürich zu heben. Kommt! Und nicht als ein Unbekannter, nicht unter fremdem, sondern unter meinem wahren Namen werde ich mich unzer-

trennlich an Euch anschließen; denn nicht nur mein Vermögen, auch mein Name soll auf Clotilde, die ich in alle kindliche Rechte einsetzen werde, übergehen. —

O wie theuer ist mir dieser Name, antwortete sie gerührt, wie glücklich wird es mich machen, ihn zu tragen. Nur Ihr Vermögen, das ein anderer anzusprechen das Recht hat, und dessen ich nicht bedarf, da mein gütiger Oheim schon so grosmüthig für mich und meinen Bruder gesorgt hat, möchte ich nicht gern mir zugetheilt sehen. Clotilde! erwiederte er freundlich drohend, ich fordere kindlichen Gehorsam. Auch deinen Bruder, dessen Daseyn mir bis heute so wenig bekannt war, als das Deinige, indem ich vor zwei Jahren nur sehr unvollständige Nachrichten von Eurer Familie und Eurer Lage erhalten hatte, soll mein Sohn seyn, den zu sehen ich mich innigst sehne.

In welche sonderbare Verhältnisse sah sich Clotilde dadurch verwickelt. Durch sie sollte

ihrem Geliebten ein Theil seines Vermögens entzogen werden, da sie doch so gerne ihm alles hingegeben, mit Aufopferung ihres ganzen Glückes das Seinige erkauft hätte. Ach, und noch immer blieben alle Nachrichten von Mainburg aus! Noch immer wußte sie nicht, ob derjenige Brief in Luisens Hände gelangt war, welcher so entscheidende Folgen für ihr ganzes Leben haben würde. Sie hatte indessen schon zweimal, mit Wiederholung des wichtigsten Punkts an Luisen geschrieben, und aufs dringendste um Antwort gebeten.

Carl von Walmont reiste gleich mit der übrigen Gesellschaft nach Zürich zurück; und sobald er seine ökonomischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, einen geräumigeren, schöneren Reisewagen gekauft hatte, drang er auf eine eilige Rückreise in sein Vaterland; denn das einmal fest bei sich beschlossene, wollte er nicht aufschieben.

Herr von Romberg wäre gerne noch weiter gereist; denn ihn zog, leider, keine frohe Er-

wartung nach der Heimath. Die sehnsuchtsvolle Clotilde hingegen konnte ihre Freude darüber nicht verbergen, wenn sie gleich die Ursache davon verschweigen mußte.

Ihr Onkel hatte seinem Freunde seine häuslichen Verhältnisse offen entdeckt; nur die Absicht seiner Gattin, Eugenie mit seinem Neffen zu verbinden, hielt er aus Zartgefühl vor ihm geheim. Er wollte ihn auch nicht auf die entfernteste Weise an seiner väterlichen Vorsorge für Clotilde und ihren Bruder stören.

Während Frau von Romberg, ihre Tochter, und der alte Herr von Walmont, jedes nach seiner Art, und mit den verschiedensten Kunstgriffen, an der Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zweckes arbeiteten, griff das Schicksal, in der Ferne, und in der Nähe vereitelnd in ihre schlau angelegten Plane ein. Wie? mögen folgende zwei Briefe, als Schluß der Geschichte berichten.

---

ihrem Geliebten ein Theil seines Vermögens entzogen werden, da sie doch so gerne ihm alles hingegeben, mit Aufopferung ihres ganzen Glückes das Seinige erkauft hätte. Ach, und noch immer blieben alle Nachrichten von Mainburg aus! Noch immer wußte sie nicht, ob derjenige Brief in Luisens Hände gelangt war, welcher so entscheidende Folgen für ihr ganzes Leben haben würde. Sie hatte indessen schon zweimal, mit Wiederholung des wichtigsten Punkts an Luisen geschrieben, und aufs dringendste um Antwort gebeten.

Carl von Walmont reiste gleich mit der übrigen Gesellschaft nach Zürich zurück; und sobald er seine ökonomischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, einen geräumigeren, schöneren Reisewagen gekauft hatte, drang er auf eine eilige Rückreise in sein Vaterland; denn das einmal fest bei sich beschlossene, wollte er nicht aufschieben.

Herr von Romberg wäre gerne noch weiter gereist; denn ihn zog, leider, keine frohe Er-

wartung nach der Heimath. Die sehnsuchtsvolle Clotilde hingegen konnte ihre Freude darüber nicht verbergen, wenn sie gleich die Ursache davon verschweigen mußte.

Ihr Onkel hatte seinem Freunde seine häuslichen Verhältnisse offen entdeckt; nur die Absicht seiner Gattin, Eugenie mit seinem Neffen zu verbinden, hielt er aus Zartgefühl vor ihm geheim. Er wollte ihn auch nicht auf die entfernteste Weise an seiner väterlichen Vorsorge für Clotilde und ihren Bruder stören.

Während Frau von Romberg, ihre Tochter, und der alte Herr von Walmont, jedes nach seiner Art, und mit den verschiedensten Kunstgriffen, an der Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zweckes arbeiteten, griff das Schicksal, in der Ferne, und in der Nähe vereitelnd in ihre schlau angelegten Plane ein. Wie? mögen folgende zwei Briefe, als Schluß der Geschichte berichten.

Meine geliebte Therese!

Mein geliebter Bruder!

Ich schreibe Euch Beiden zugleich, weil ich keinem von Euch, früher als dem andern mein Glück verkünden möchte, und weil Du, meine liebe Therese, eingeweiht in alle meine Geheimnisse, meinem Bruder den richtigsten Commentar für alle Stellen, die ihm etwa dunkel bleiben könnten, liefern kannst.

Daß und wie ich, auf der Insel Ufnau, die ich zu den glückseligen Inseln zähle, in den seit 25 Jahren verschwundenen älteren Sohne des alten Herrn von Walmont, den Jugendfreund meiner hingeschiedenen Mutter gefunden, dessen Freundschaft für dieselbe sich unzerstörbar erhalten, wie dieser mich und meinen geliebten Theodor als deren Kinder, an Kindesstatt angenommen, habe ich Dir den Tag vor meiner Abreise von Zürich, ausführlich berichtet.

Unsere Rückreise geschah eilig, und doch flog meine Sehnsucht den schnell rennenden vier Postpferden voran, ja, mit allen meinen

Sinnen und Gedanken war ich schon vor der Abreise bei Euch, bei allem, was ich liebe. Verlange deswegen auch keine weitere Beschreibung dieser Reise.

In den heimatlichen Gegenden angekommen, wollte mein Vater (so ist mir, wie Du schon weißt, vergönnt, den Sohn des alten Herrn von Walmont zu nennen) zuerst in seiner väterlichen Wohnung absteigen; als er aber dort erfuhr, daß der Seinige abwesend, und auf dem Schloße zu Mainburg seye, wurde unser Weg sogleich auch dahin genommen, mir aber die Bitte zugestanden, nicht in die Wohnung der Frau von Romberg, sondern in das Friedhofische Haus gebracht zu werden.

Ich stieg am untern Gartenweg aus, und schlich still in das bekannte Stübchen, wo ich meine Luise noch als Braut an der Seite ihres Verlobten fand. Vater und Mutter wurden sogleich jubelnd herbeigerufen. Die Freude dieser, mich so herzlich liebenden Familie war unbeschreiblich, und rührte mich bis zu Thränen.

Aber eine tiefere, eine nie empfundene Rührung stand mir noch bevor.

Ich lag noch an der mitfühlenden Brust meiner Luise, als Victor von Walmont hereintrat, einen so eben an mich geschriebenen Brief in der Hand haltend.

Alle meine, von der Schweiz aus abgesandten Briefe waren nemlich gestern erst in Mainburg eingelaufen.

Mit der alten vertrauens- und achtungsvollen zarten Offenheit reichte er mir ihn hin, und sagte mit einem Tone, den ich schon einmal gehört habe, um ihn nie wieder zu vergessen, ich habe meinen ersten Brief an Sie vergeblich geschrieben; mein böser Genius, den ich schon damals im Walde ahnend scheute, hat ihn vernichtet. Wie sehr, wie über alle Erwartung glücklich bin ich, Ihnen diesen zweiten selbst übergeben zu können. Oder darf ich vielleicht — darf ich in Gegenwart dieser versammelten Freunde — redend aussprechen was er enthält? Darf ich diese theure

Hand, die ihn so gütig angenommen hat — er konnte vor heftiger Gemüthsbewegung kaum weiter sprechen — darf ich sie fassen und frei bekennen, daß ich Sie liebe, bis an meinen Tod, und ewig, ewig lieben werde? —

Er neigte sein seelenvolles Gesicht auf meine Hand, und bekräftigte dieß Bekenntniß durch einen Kuß voll Liebe und Andacht. —

Du, meine geliebte Therese, weißt schon wie ich diese entzückenden Fragen beantwortete. Dir, mein theurer Theodor, wünsche ich bald den glücklichsten Lebensmoment zu erreichen, wo eine liebende Geliebte Dir antwortet: ich liebe Dich! wo Dir ein beseligender unauflöslicher Bund einen Himmel voll Freude und Glück öffnet. —

Ich hoffe, mit meinem glücklichen, mich mit der ganzen Fülle seines schönen Herzens liebenden Freunde, Euch beide bald zu umarmen. Theodor muß nach seinen letzten Nachrichten schon in *** eingetroffen seyn. Gib

ihm indeß diesen gemeinschaftlichen Brief. Ich muß schließen, um die Post nicht zu versäumen.

Lebt wohl. Seyd aufs innigste von uns gegrüßt. Sage deinen lieben Kindern, daß ich ihnen Zeichnungen und Spielzeug mitbringen, daß ich ihnen viel erzählen werde.

Lebt wohl.

Eure
glückliche Schwester Clotilde.

Meine Geliebten!

Mein gestern an Euch abgesendeter Brief war so unvollständig, daß ich heute beschämt einen zweiten nachfolgen lasse, um das nur mit flüchtigen Grundstrichen angedeutete Gemälde meines Glückes zu ergänzen.

Laß mich indessen, so kurz wie möglich, gewisse Begebenheiten berühren, die ich ganz aus meiner Erinnerung verwischen möchte.

Victor hatte gleich nach der Ankunft meiner verspäteten drei Briefe, das heißt: den Tag vor der unsrigen, seinem Grosvater das

Vergehen der Frau von Romberg entdeckt, aus Schonung für diese aber versprochen, den Vorfall zu verschweigen, unter der Bedingung, daß von einer Verbindung mit deren Tochter nie mehr die Rede seyn könne und dürfe. Der alte Herr von Walmont, welcher eine so hohe Meinung von dem rechtlichen Charakter seiner verstellten Freundin hatte, wollte, dieser Aussage mistrauend, in seine gewöhnliche Heftigkeit ausbrechen, als sich Victor aber bereit zeigte, in seiner Gegenwart der Frau von Romberg das Unterschlagen seines Briefes vorzuhalten, als er ferner ein königliches, in sehr ehrenvollen Ausdrücken abgefaßtes, so eben erhaltenes Decret ihm vorwies, nach welchem er zum Präsidenten des Justiz-Colegium ernannt, und dadurch von ihm völlig unabhängig gemacht worden war, als er noch einmal, mit einer Festigkeit, die jede Gegenvorstellung abschnitt, seine Abneigung, ja seine Verachtung gegen Eugenie ausgesprochen hatte, verließ der alte Mann, in zurückgehaltenem

Aerger über das Mislingen seiner Plane, das Zimmer, und vertraute am folgenden Morgen der Frau von Romberg, was er gestern von seinem Enkelsohn erfahren mußte, in der festen Zuversicht, sie sowohl schuldlos zu finden, als auch zu überzeugen, daß er vergeblich alle Mittel versucht habe, jenen zu der gewünschten Verbindung mit ihrer Tochter zu bewegen.

Auf diese Catastrophe nicht vorbereitet, verwickelte sich die schuldbewußte Frau in unzulängliche Rechtfertigungen. Der Alte merkte endlich, daß er betrogen, Frau von Romberg, daß ihr Betrug nicht mehr zu läugnen, und überhaupt nichts mehr zu hoffen war. Es kam von beiden Seiten zu heftigen Aeußerungen, und am Ende zum förmlichen Bruch.

So stand es als die beiden Wiederkehrenden, sehr zur rechten Zeit im Schlosse ankamen. Die höchst überraschende Erscheinung des verlornen, ja todt geglaubten Sohnes, veränderte wohlthätig den Seelenzustand des

alten Herrn von Walmont, wie seine bisherigen Familien-Aussichten und Verhältnisse. Sein Herz war doch nicht so hart, daß das Wiederfinden eines langentbehrten Sohnes es nicht erweicht hätte. Er schickte sogleich nach Victor, der indessen schon durch mich von der Wiederkehr seines mir zum Vater gewordenen Oheims unterrichtet war, und mich alsbald verließ, um die drei unserem Kreise noch fehlenden zu bewegen, in das Pfarrhaus zu kommen, wo ihrer noch ein anderes frohes Ereigniß warte, ja wo ein Fest gefeiert werde, das sich nicht wiederhole.

O wärest Du, meine geliebte Therese, wärest Du mein geliebter Bruder doch gegenwärtig gewesen, als Victor mich meinem Vater als seine Braut zuführte, und ihn bat, seine väterliche Liebe auch auf ihn, den Vaterlosen, überzutragen, als er ihm freudig gelobte, sein ganzes Leben mir und meinem Glücke zu weihen; als er sich dann nach den rührendsten väterlichen Segnungen, mit ed-

lem Anstand und Selbstvertrauen zu seinem Grosvater wandte, mit den Worten: Segnen Sie meinen unauflöslichen Bund mit diesem edlen Fräulein!

Der alte Mann, in diesen wunderbar verketteten Ereignissen eine höhere Leitung erkennend, und überwältigt von so ungewohnten Gemüths-Eindrücken, sprach versöhnt, uns Beide umarmend: Gott hat alles wohl gemacht. Sein und mein Segen sey mit Euch!

Mein liebevoller Onkel vergaß in herzlicher Mitfreude, was ihn innerlich drückt. Daß er einen Freund wiedergefunden hat, der sich mit uns bestreben wird, ihm seine Lebens-Tage zu erheitern, ist mir ein tröstlicher Gedanke. Mein einziger unerfüllter Wunsch ist: daß er nicht so glücklich ist, als er es verdient.

Alles Weitere hoffe ich Euch mündlich zu sagen; denn längstens in 8 Tagen werden wir bei Euch seyn. Wir alle, die Friedhofische

Familie mit eingeschlossen, grüßen Euch inniglich.

Wie sehne ich mich, an Deinem treuen Herzen Dir meinen Dank auszusprechen; denn warst Du es nicht, die mich bewog den Wunsch meines Oheims zu erfüllen und die Einladung in sein Haus anzunehmen, wo, wenn gleich unter manchen Thränen, mein Lebensglück aufzublühen begann. Warst Du es nicht, die mich Verwaiste, wie eine zweite Mutter liebte, sorgsam erzog und ausbildete? Wie viel wird mein Geliebter Dir nicht zu danken haben!

Ich schließe diesen Brief mit frommen Dankgefühlen gegen Gott! Ewig Deine

eben so dankbare als glückliche

Clotilde.

II.

Der Ring.

Durch den Bankerot von mehreren angesehenen Handelshäusern verlor Herrmann sein ganzes Vermögen, gerade da er das Glück seiner einzigen Tochter Lydie, durch die Verbindung mit einem reichen, gebildeten Kaufmanns-Sohn in Leipzig aufs dauerhafteste zu begründen hoffte.

Lydie hatte den ihr von beiden Vätern bestimmten Bräutigam noch nie gesehen. Sie war entschlossen, den Wünschen des ihrigen, an dem sie, seit dem Tode ihrer geliebten Mutter, mit verstärkter Zärtlichkeit hing, mit Ergebung zu folgen, was ihr um so leichter wurde, da noch keine frühere Neigung ihr junges unerfahrnes Herz beschäftigte.

Herrmanns Unglück vernichtete auch diesen Plan, an welchem der verarmte Mann seine letzte schwache Hoffnung geknüpft hatte. Ein Brief von dem alten Ruhberg nahm die abgeschlossene Verbindung, wie ein durch die Umstände aufgehobenes Pactum, zurück.

Lydien konnte der Verlust eines Mannes, den sie nicht kannte, nicht schmerzen; aber tief rührte sie der Jammer ihres Vaters, der bei der niederschlagenden Nachricht in laute Klagen ausbrach. »Es ist schrecklich,« rief er, »wenn dem liebenden Vater mit dem eigenen Glück auch alle Mittel verschwinden, für sein geliebtes Kind zu sorgen! Ich habe für manchen Fremden mit Eifer und Erfolg gearbeitet; und nun, da mein einziges Kind die Früchte meiner vieljährigen Bemühungen erndten sollte, zertritt mir das rohe Schicksal den letzten Samen meiner aufkeimenden Hoffnung.«

»Lieber Vater,« fiel Lydie tröstend ein, »noch wissen Sie nicht, ob nicht aus dem verheerten Felde ein zerstreutes verborgenes Körn-

chen für Ihre Tochter aufblühen wird. Sie haben bis jetzt so treu für mich gesorgt; werden Sie nicht muthlos, daß der Himmel nun auch meine Kräfte zur Thätigkeit aufruft. Mein dankbares Herz folgt diesem schönen Rufe so gerne. Durch Ihre Güte habe ich mir mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Was ich nur als Spielerei gelernt habe, erhält nun einen doppelten Werth durch die Nothwendigkeit der einträglichen Anwendung.«

»Das heißt mit andern Worten: Du willst für Geld nähen, sticken, malen, Unterricht geben, um deinen verarmten Vater zu erhalten. Nein, meine geliebte Lydie, dahin darf es nicht kommen. Hätte ich darum alle meine Thätigkeit zur Erreichung meines Lieblingswunsches, Dich reich und reicher, glücklich und glücklicher zu machen, angestrengt, um mitten auf dem Wege zu diesem schönen Ziel, bei dem ersten gefährlichen Sturm muthlos umzukehren, und das einzige Wesen, auf das ich die ganze Fülle meiner Liebe zu der früh

verlornen Gattin fortpflanzend einimpfte, in Niedrigkeit und Armuth zurückzuführen?«

»Ein Vater, wie Sie, ersetzt jeden andern Verlust reichlich. Und gewiß, glauben Sie mir, ich würde ohne die mindeste Bekümmerniß den gegenwärtigen ertragen, wenn dadurch nur Ihre Zufriedenheit nicht gestört würde.«

»Ich vergebe Deiner Jugend diese Sorglosigkeit. Noch bist Du nicht völlig aus den Träumen der Kindheit erwacht. Du stehst an dem Eingang einer Dir unbekannten Welt, und Dein kindlicher Sinn begreift noch nicht, wie unheilbringend mein gesunkener Glücks-Zustand in dein werdendes Schicksal eingreift, und welchen mühseligen Verhältnissen das schuzlose Mädchen entgegen geht. Deine Unmündigkeit kann mir noch keine von den Sorgen abnehmen, die der reiferen väterlichen Einsicht angewiesen sind. Weder meine Jahre noch meine Kräfte widersetzen sich einem neuen angestrengten Versuch. Ich besitze noch

einen geheimen kleinen Fond, mit dem ich mein merkantilisches Glück zum zweitenmal aufrufen werde. Meine Glaubiger sollen darunter nicht leiden, sondern nur später und dafür auch gänzlich befriedigt werden. Allein an unserm gegenwärtigen Aufenthalts-Ort kann ich diesen Talisman nicht benutzen. Nur eine große Handelsstadt kann meiner Thätigkeit die erforderlichen Mittel gewähren. Darf ich voraussetzen, daß meine gute Lydie meine Unternehmungen durch eine Aufopferung von ihrer Seite unterstützen wird?«

»Alles, mein geliebter Vater, alles, was zu Ihrer Beruhigung beitragen kann, werde ich mit Freuden thun.«

Nun denn, sagte er erleichtert, wir müssen uns trennen, um uns glücklicher wiederzusehen. Ich kann nicht voraussehen, was die Umstände mir in der Ferne gebieten werden, und werde beruhigter meine Geschäfte verfolgen können, wenn ich allein bin, als wenn ich meine Aufmerksamkeit zwischen ihnen

und der Sorge für Deine Gegenwart theilen müßte. Du hast aus Liebe zu mir jedem irdischen Vortheil auf immer entsagen wollen; ich fordere dagegen nur, daß Du dich einer vorübergehenden Entsagung unterwerfest, die ich aufs möglichste abkürzen werde. Willst Du es Dir wohl gefallen lassen, die Zeit meiner Abwesenheit bei meiner Schwester in Leipzig als Gesellschafterin ihrer beiden Töchter zuzubringen? Ich habe so oft im Sinne gehabt, diese Schwester mit Dir zu besuchen; jetzt danke ich dem Zufall, daß es nie geschah, daß sie Dich nicht kennt, und Du unter einem erborgten Namen bei ihr seyn kannst. Denn kaum würde ich den Gedanken ertragen können, daß Lydie Herrmann in einem erniedrigten Glückszustand dem Manne begegnen könnte, der ihre Hand zurückgewiesen hat.«

So wenig auch dieser Vorschlag mit Lydiens Neigungen zusammenstimmte, so sehr bewieß sie sich dennoch bereit, den Wünschen

ihres Vaters mit der heitersten Miene zu entsprechen.

Herrmann schrieb noch an demselben Tage an seine Schwester, Madame Löben, wie die ungünstigen Umstände ihn nöthigten, mit seiner Tochter eine Reise nach Amsterdam zu machen, und es ihm sehr lieb seyn würde, wenn sie deren bisherige Erzieherin und Freundin, ein Mädchen von vorzüglichem Werth, bis zu seiner Zurückkunft als Gesellschafterin oder Lehrerin ihrer beiden Töchter aufnehmen wolle, indem er gegenwärtig in der Nähe keinen annehmlichen Platz für sie habe auffinden können.

Nach Verfluß von einigen Wochen lief eine erwünschte Antwort von Madame Löben ein, und Herrmann war ungemein erfreut, die erste nicht unbedeutende Schwierigkeit so schnell gehoben zu sehen.

Lydie sah mit schwerem Herzen der neuen ungewohnten Laufbahn und der nahen Trennung von ihrem Vater entgegen. Er war bis jetzt ihr einziger Vertrauter und Rathgeber ge-

wesen; nun sollte sie sich als unbekannt, an unbekannte Menschen anschließen, ihre süßesten Gefühle kindlicher Liebe, ihre innigsten Wünsche vor ihnen verborgen halten.

Die Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Der besorgte Vater begleitete seine Tochter fast bis an den Ort ihrer Bestimmung.

Nach einem schmerzlichen Abschied, den Lydie durch eine erkünstelte Fassung ihrem Vater zu erleichtern suchte, trennten sich Beide mit sehr ungleichartigen Hoffnungen und Wünschen.

Herrmann strebte nach reichem Erwerb. Lydiens stille Gebete enthielten den reineren Wunsch für die Erhaltung des geliebten Vaters, der in jeder äußeren Gestalt ihr theuerster Besitz war. Eine geheime Ahnung rief ihr Erhörung zu, und stärkte wunderbar ihren Muth.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem sie ihr Vater verlassen hatte, kam sie bei ihrer Tante, einer reichen Wittwe, an, und

wurde recht freundlich von dieser aufgenommen. Nicht so erfreulich war ihre Erscheinung für ihre älteste Tochter Aurelie, deren Eitelkeit von Lydiens Anmuth und Schönheit unangenehm berührt wurde. Einen desto wohlthuenderen Eindruck machte ihre jüngere Schwester Betty, die bald nachher ins Zimmer trat und ihre neue Lehrerin mit natürlicher Offenheit und vertrauensvollen Worten aufs liebreichste begrüßte.

So habe ich doch ein Gemüth gefunden, dachte Lydie getröstet, das mit dem Meinigen verwandt ist, und mir meine trübe Lage erheitern wird!

Sobald sie sich von der langen Reise erholt, und mit den fremden Umgebungen näher bekannt gemacht hatte, fing sie ihre Lehrstunden mit den beiden Mädchen, nach den Vorschriften der Mutter, an.

Betty's Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute versprach ihren Bemühungen den reichsten Lohn. Die liebenswürdige Eigen-

thümlichkeit ihres Charakters, so wie ihre geistigen Anlagen, waren bei der bisherigen pedantischen Lehr- und Behandlungsweise, mehr unterdrückt als hervorgehoben worden; unter Lydiens sinn- und gemüthvoller Leitung entfalteten sie sich schnell. Oft wird erst durch äußere Anregungen unser tiefes innerstes Leben und Wirken hervorgelockt. Dieß war auch bei Betty der Fall.

Aurelie hingegen suchte sich nur aus Eitelkeit zu bilden, wie dieß leider so häufig geschieht; sie brachte es daher nie zu einer reinen selbstbeglückenden Geistesthätigkeit. Lydie hörte es deswegen auch nicht ungern, als ihr Betty eines Tages vertraute: ihre Schwester werde das mütterliche Haus vielleicht bald verlassen, indem sich ihre Mutter gegenwärtig mit einem Heirathsplan für sie beschäftige, der ihren beiderseitigen Wünschen angemessen sey, und wahrscheinlich schon in Richtigkeit seyn würde, wenn die Unentschiedenheit des indolenten Bräutigams seine Neigung nicht zweifelhaft

machte. Mir ist es klar, daß er Aurelien nicht liebt, setzte Betty hinzu, und daß er am Ende nur aus Nachgiebigkeit gegen seinen Vater sich die Verbindung gefallen läßt. Denn welcher Liebende besinnt sich wohl, ob er lieben soll? Ueberhaupt ist es ein rechtes Unglück, daß die meisten Mütter und Töchter glauben, man lebe nur, um zu heirathen, indeß die meisten Mädchen nur heirathen, um zu leben. Der Ehe heiliges Band ist der Preis eines leichtsinnigen Lebensspiels geworden, das als ein solches nichts Anziehendes für mich hat. Mag sich nur ja Keiner, der mich nicht wirklich liebt, einfallen lassen, mich mit seiner Hand beglücken zu wollen: ich würde sie standhaft zurückweisen, und wenn sich kein einziger findet, der mich lieben kann, so will ich fröhlichen Muthes Betty Löben verbleiben bis an mein Lebensende.

Lydie dachte wohl eben so wie ihre Freundin, nur glaubte sie sich verpflichtet, dem kindlichen Gehorsam jeden eigenen Wunsch aufop-

fern und in dem Willen ihres Vaters den Willen einer alles lenkenden Vorsehung anerkennen zu müssen. In diesen Glauben wollte ihr oft der Verlust ihres Reichthums als ein Abwendungs-Mittel ihrer vorgehabten Verbindung, wie glückliche Schickung vorkommen.

Nach 6 Wochen erhielt sie den ersten Brief von ihrem Vater aus Amsterdam. Der Inhalt desselben war erfreulich. Herrmann hatte an dem Kaufmann Vanderhagen einen alten ihm treu gebliebenen Freund gefunden, dem er seine ganze Lage hatte vertrauen können, und der durch seinen Credit sowohl als durch seine Handels-Kenntnisse und Connexionen seine Unternehmungen kräftig zu unterstützen bereit war. Dieser grosmüthige Mann machte ihm das Anerbieten, sich zu einer jetzt eben zu unternehmenden Speculation von der ein reicher Gewinn zu erwarten stehe, mit ihm zu associeren, wozu er die nöthige Summe allein vorschießen wolle, wenn Herrmann dagegen nach seiner Weisung und in möglichster

Schnelligkeit sich einer Reise nach *** unterziehen und dort das Geschäft betreiben wolle.

Lydie konnte sich nicht enthalten, diese frohe Nachricht der liebevollen Betty mitzutheilen, und das ganze Geheimniß ihrer Lage deren treuem Herzen anzuvertrauen. Betty fühlte sich eben so geehrt durch das Zutrauen einer Freundin, die sie so sehr liebte und schätzte, als beglückt durch die verwandschaftlichen Bande, und die Aussicht, durch ein fortbestehendes Verhältniß mit ihr verbunden zu bleiben. Sie haben, sagte ihr Betty, durch Ihre vertrauensvolle Eröffnung recht herrliche Wünsche und Erwartungen in mein einförmiges Leben geschoben, die meine Phantasie auf die ergötzlichste Weise beschäftigen, und mir manche langweilige Theestunde versüßen werden. Nun darf ich Ihnen aber auch nicht länger verschweigen, daß derselbe junge Mann, der mit Ihrer Hand beglückt werden sollte, eben der ist, dem man Aurelie als Braut zugedacht hat. Wenn er sie gleich nicht kennt,

so ist es doch auf alle Fälle besser, daß Sie ihm nicht unvorbereitet begegnen.

Meine Neigung, antwortete Lydie, konnte an der Wahl meines Vaters keinen Theil haben; Ruhbergs Erscheinung wird daher meine Unbefangenheit nicht stören. Nun aber wird es ein eigenes Interesse für mich haben, den Mann, der so entscheidend auf meine Zukunft wirken sollte, dessen persönlicher Bekanntschaft ich so oft mit zweifelhafter banger Hoffnung entgegensah, in einer ganz verschiedenen Beziehung kennen zu lernen.

Wenige Tage nach dieser Unterredung wurde Madame Löben mit ihren beiden Töchtern und Lydie in das Ruhbergische Haus zum Thee gebeten.

Mit der ruhigsten Gemüthsstimmung trat Lydie in den neuen Kreis dieser Familie. Madame Ruhberg, eine kluge angenehme Frau, gewann ihre Zuneigung bei dem ersten Blick, auch sie würdigte Lydien bald einer ausgezeichneten Achtung. Nach einer höflichen, aber

ziemlich kalten Begrüßung schlich sich der junge Ruhberg sogleich ins Nebenzimmer, und griff einige unzusammenhängende trübe Accorde auf dem Flügel, die eben nicht die Empfindungen eines glücklichen Liebhabers aussprachen. Seine Mutter rief ihn zum Thee, und suchte durch eine lebhafte Gesprächsunterhaltung ihren allzueinsylbigen Sohn aufmunternd darein zu verflechten. Es würde ihr nicht gelungen seyn, wenn nicht Lydiens persönliche und geistige Reize über seine Gleichgültigkeit gegen ein Geschlecht, das ihn bis jetzt noch nie interessirte, gesiegt hätten.

Die scharfsichtige Aurelie errieth bald, welcher Gegenstand den sonst zerstreuten Mann fixirte, wußte aber mit großer Kunst ihre beleidigte Eitelkeit zu verbergen, und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß ein unbegütertes Mädchen aus der dienenden Classe keine gefährliche Nebenbuhlerin für sie werden könne.

Lydie beobachtete ihren ehmaligen Verlobten mit stillem Wohlgefallen. Es ruhte ein

verborgener Zauber in seinem ganzen Wesen, den das Interesse für ihre Gegenwart überraschend enthüllte. Seine hohe Liebenswürdigkeit zog sie an, aber noch beklagte ihr Herz nicht, ihn verloren zu haben.

Sobald der Thee getrunken war, ging die ganze Gesellschaft in den großen am Hause gelegenen Garten, wo auch bald nachher der alte Ruhberg erschien, den seine Handelsgeschäfte nicht früher hatten abkommen lassen. Er brachte noch mehrere gute Freunde mit. Man fand sich behaglicher und freier.

Betty führte ihre Freundin überall herum, und endlich zu einem gar zierlich angelegten Rosenhügel, der die Mitte des Gartens bezeichnete, und gerade in seiner vollen Herrlichkeit blühte. Wir müssen dem kalten Liebhaber doch Gelegenheit geben, sagte sie, mit der ihm zugedachten Braut ungestörter zu sprechen, damit er seiner langsamen Entscheidung wenigstens näher komme. Das gegenwärtige Verhältniß ist für beide Theile höchst peinlich.

Es ist doch ein recht unglückliches Unternehmen, Empfindungen wie Wechselbriefe behandeln zu wollen. — Lydie unterdrückte eine Antwort, und pflückte eine halb geöffnete Rose, die aber ihrer Hand wieder entfiel. Indem sie die Blume vom Rasen aufheben wollte, fiel ihr ein einfacher goldner Ring in die Hand, der nur wenig mit Erde bedeckt war. Das bedeutet Glück, rief Betty scherzend, als sie ihn erblickte, und in dem Augenblick stand der junge Ruhberg neben ihnen. Lydie überreichte ihm unbefangen das gefundene Kleinod. Er betrachtete die innere Schrift, und sagte dann nachdenklich bewegt: Vor zwei Monaten verlor ich diesen Ring, der damals nach der Disposition meines Vaters einer mir unbekannten Braut bestimmt war, die aber glücklicherweise mit dem Ringe für mich verloren ging. — So habe ich ihn, versetzte Lydie, vielleicht in einem entscheidenden Zeitpunkt wiedergefunden. — Gewiß, antwortete er, mit bedeutungsvollem Nachdruck, denn nie als in die-

sem Augenblick hat er die unbekannten Wünsche meines Herzens hervorgerufen. Die magische Kraft kommt aus Ihrer Hand, in jeder andern bleibt er werthlos. Ich bitte, behalten Sie ihn, ich werde seiner wohl nie bedürfen. —

Ehe die erstaunte Lydie ihn bitten konnte, das wunderbare Geschenk zurückzunehmen, war er verschwunden.

Dieser überraschende Moment war der Wendepunkt in Lydiens bisherigem ruhigem Leben, das sich so plötzlich der ersten Liebe erschloß. Ein unauslöschliches Gefühl war in ihr Innerstes gedrungen. Sie konnte nicht mehr auf ihre Vergangenheit zurückblicken, ohne dem schmerzlichen Verlust dieses geliebten Mannes zu begegnen. Wie wunderbar, sagte Betty, nach einer nachdenklichen Pause, wenn dieser Ring, wie ich wohl glauben muß, derselbe ist, der ursprünglich Ihnen bestimmt, durch die eigenützigen Grundsätze des alten Ruhbergs Ihnen entzogen, nun aber, allen menschlichen Berechnungen zum Trotz, wie von höherer

Hand, wie von geheimnißvoller Kraft beseelt, Ihnen wieder zugefallen ist.

Gedankenvoll schweigend entfernte sich Lydie mit ihrer Freundin von dem anmuthigen Plätzchen.

Madame Ruhberg kam auf sie zu, und Lydie überreichte ihr sogleich den Ring. — Das ist ja Adolphs Ring, rief sie vergnügt, den wir so lange vergeblich gesucht haben. Möchte uns doch sein Wiederfinden zu einer guten Vorbedeutung werden.

Betty war im Stillen recht unzufrieden über die Zurückgabe des Rings, der nach ihrer Meinung in der einzigen würdigen Hand ihrer Lydie hätte bleiben sollen, und ging verdrießlich wieder nach dem Rosenhügel zurück. Dieß war Madame Ruhberg erwünscht; denn sie hatte die Gelegenheit gesucht, mit Lydien allein zu sprechen, und entdeckte dieser nun ohne Rückhalt die Absicht ihres Mannes, ihren Sohn Adolph mit Aurelien zu vermählen, und forderte sie auf, ihre Meinung darüber auszu-

sprechen, da sie Mademoiselle Löben genauer kenne. —

Sollte nicht, antwortete Lydie, die Neigung Ihres Herrn Sohnes jede fremde Einmischung überflüssig machen? — Bei seiner ungewöhnlichen Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht, versetzte Madame Ruhberg, wird es ohne Einwirkung Anderer nie zu einer Entscheidung kommen, und sein Vater wünscht doch so sehr, seinem unstäten Wesen durch ein ernsthaft bindendes Verhältniß mehr Festigkeit zu geben, und seine sonderbare Unbekümmertheit für alles, was ausser ihm vergeht, durch ein eigenes Etablissement, in ein thätiges Geschäftsleben zu verwandeln. —

Adolph trat aus einem Seitengang rasch auf sie zu, und endigte diese für Lydie so qualvolle Unterredung. Seine Mutter stellte ihm heiter lächelnd den wiedergefundenen Ring zu, den er, einen wehmüthigen Blick auf Lydien heftend, stillschweigend annahm, und sie schnell

verließ, als eben Aurelie mit ihrer Mutter herbeikamen.

Der Abend war so herrlich, daß man im Garten zu speisen beschloß. Erst als man sich in dem runden tempelartigen Gebäude versammelt, zu Tische setzen wollte, wurde es bemerkt, daß Adolph sich weggeschlichen hatte. Man ließ ihn auf seinem Zimmer aufsuchen, auch dort war er nicht.

Der Mensch ist und bleibt ein Träumer, sagte der alte Ruhberg höchst verdrießlich. Seine Gattin entschuldigte ihn, so gut es ging. Aurelie verzog das Gesicht, und Madame Löben fing an zu bereuen, sich so weit in das Heirathsprojekt eingelassen zu haben.

Nach dem Essen wurde zufälligerweise die Gesellschaft noch zahlreicher. Die jüngeren Personen vertheilten sich im Garten in kleinere Gruppen; die älteren blieben bei der erwärmenden Punschbole sitzen, die alte bessere Zeit nach ihren verschiedenen Ansichten preisend.

Kaum hatten sich Lydie und Betty in die

Nische eines einsamen Laubengangs gesetzt, als Adolph aus einer nahestehenden Strohhütte herauskam, sich mit edelm Selbstvertrauen beiden Freundinnen näherte und mit liebenswürdiger Bescheidenheit sein Verlangen äußerte, nur einige Worte mit Lydien allein zu sprechen.

Als die wohlwollende Betty sich mit freudiger Bereitwilligkeit entfernt hatte, sagte Adolph mit recht wehmüthiger, tief ins Herz dringender Stimme: ich bin heute, durch die huldvollste Laune meines Schicksals, dem Glück meines Lebens begegnet, das ich wohl nur in der Erinnerung festhalten darf. Ein Wort aus ihrer Seele kann dieser erst ihren ganzen vollen Werth geben. Versagen Sie dem liebenden Freund wenigstens den Trost nicht, an ihr stilles Andenken glauben zu dürfen, das dieser wunderkräftige Ring erhalten möge. Ach, ich bitte recht inständig, weisen Sie ihn nicht zum zweitenmale zurück. Sie können ihn ohne Bedenklichkeit annehmen; er deutet nur

auf meine Liebe, die ich als mein eigenstes, heiligstes Eigenthum aussprechen und festhalten darf, ohne deswegen irgend eine meiner Pflichten verletzen zu wollen.

Die erhabene Fassung des Geliebten ging mit seinen Worten in Lydiens Herz über. Sie nahm den Ring und fühlte sich stark genug, seine Aufrichtigkeit zu erwiedern. Dieß Kleinod, antwortete sie mit selbstvertrauender Festigkeit, wird mir ein ewig theures Andenken bleiben. Des Ringes Kraft, sich auch an mir bewährend, hat ein Geheimniß enthüllt, das Sie in Ihrem reinen Herzen bewahren werden. Halten Sie Wort, bleiben Sie Ihren kindlichen Pflichten getreu, damit wir diesen schönen Lebensmoment nie zu bereuen haben.

Adolph faßte entzückt Lydiens Hand, drückte sie, stillschweigend, gelobend, an sein überwältigtes Herz und entfernte sich schnell und unbemerkt durch eine Nebenthüre des Gartens.

Lydie holte ihre treue Betty zurück, und fühlte sich glücklich, nach so bewegten Au-

genblicken in dem zarten Mitgefühl der Freundin ausruhen und ihr alles vertrauen zu können. Der stille Mond war indessen herrlich aufgegangen und blickte durch die hohen Kastanienbäume freundlich herüber, als ob auch er die schöne Weihestunde der Liebe und Freundschaft mit feiern wollte. Lydiens Gefühle gingen in fromme Andacht über, und eine himmlische Ruhe stärkte ihr gottergebenes Gemüth.

Waren auch die nächsten Folgen dieses für zwei vereinte Herzen so verhängnißvollen, schönen Abends sehr unerfreulich für den jungen Ruhberg; sein innerstes Leben und Empfinden gewährte ihm den reichsten Ersatz, so wie den unerschütterlichen Muth, alles Drückende, das er zu erdulden hatte, mit pflichtmäßiger Haltung zu bestehen.

Sein Vater stürmte aufs neue in ihn ein; die vortheilhafte Verbindung mit Aurelien nicht länger hinauszuschieben, ihn und sich selbst nicht lächerlich und zweideutig zu machen, vor Freunden und Bekannten, welche diese Ver-

bindung für längst abgeschlossen und ihn für wortbrüchig halten müßten, wenn er nun wieder zurücktreten würde. —

Wortbrüchig werde ich niemals werden, antwortete Adolph mit Würde; auch damals war ich es nicht, mein Vater, als Sie, ohne mich erst darüber zu befragen, das Herrn Herrmann in *** förmlich gegebene Versprechen wieder zurücknahmen. Gegen Aurelie habe ich wenigstens nie ein Wort ausgesprochen, das mich binden könnte. Wenn der Mangel des Reichthums ein gegebenes Wort zurückzunehmen Ihnen erlaubte, wie viel mehr noch berechtigt mich der Mangel an Zuneigung, ein solches Wort nicht auszusprechen.

Soll dieß Deine letzte Erklärung seyn? fragte der aufgebrachte Vater. —

Ich gelobe Ihnen, erwiederte Adolph, mir nie eine Gattin gegen ihren Willen, wählen zu wollen, mithin mein ganzes Lebensglück Ihren väterlichen Wünschen willig aufzuopfern. Sollte ich dagegen nicht von Ihnen

erbitten dürfen, mir keine Braut gegen meine Neigung aufzudringen, mich nicht in unabsehliches Unglück zu stürzen.

Adolph hatte diese letzten Worte mit einem Tone der Verzweiflung ausgesprochen, der die Hartnäckigkeit des Vaters erschütterte, ohne jedoch sein Herz zu rühren. Er war und blieb über das Nichtgelingen seines eigennützigen Planes höchst misvergnügt, so sehr auch seine verständige, billige Gattin ihn zu besänftigen und zu erheitern bemüht war.

Nach manchen vergeblichen Bitten, brachte sie ihn endlich dahin, daß er einwilligte, seinen Sohn noch eine Zeitlang reisen zu lassen, und ihm die auswärtigen Handelsgeschäfte, die sonst ein Commis besorgte, zu übertragen. Mit diesem Resultat begab sie sich zu Madame Löben, und suchte die verdrießliche Angelegenheit aufs freundlichste zu beseitigen, indem sie aufrichtig gegen sie beklagte, daß ihr in jugendlichen Träumereien befangener Sohn, jedes bindende Verhältniß scheuend, beschlos-

sen habe, noch einmal zu reisen und sich in den vorzüglichsten Handelsplätzen thätig umzusehen; was ihm sein Vater zugestanden habe, hoffend, er werde vielleicht durch das vielseitigere, mehr ins Große gehende merkantilische Treiben, eher Interesse für einen Stand gewinnen, zu dem er nie Lust gehabt habe.

Madame Löben wußte diese Erklärung als eine weltkluge Frau aufzunehmen, und so schieden Beide mit den freundschaftlichsten Zusicherungen.

Adolph reiste wenigstens mit erleichtertem Herzen ab, um so mehr, als ihm durch die mit dem Löbenschen Hause gestörten Verhältnisse jede Gelegenheit entzogen war, sich seiner Geliebten zu nähern.

Zwei Monate nach seiner Abreise ersetzte Aurelien eine andere, dem Aeußeren nach eben so glänzende Parthie, den Verlust eines Mannes, der ihren Stolz aufs empfindlichste gekränkt und dessen innere Vorzüge sie ohnehin nie zu würdigen verstanden hatte.

Dieß war für Betty ein doppelt erwünschtes Ereigniß, weil es ihr den Weg bahnte, mit dem Ruhbergischen Hause wieder in ein umgängliches Verkehr zu kommen. Auf ihr weltklug scheinendes Anrathen wurden Herr und Frau Ruhberg zu Aureliens Trauungsfest freundlichst eingeladen. Bei dieser Gelegenheit suchte Betty, durch die aufmerksamste Gefälligkeit die Gunst der Madame Ruhberg zu gewinnen. Sie erkundigte sich bei ihr so angelegentlich nach dem abwesenden Sohne, und lenkte das Gespräch so oft auf ihn, daß der getäuschten Frau endlich ein neuer Hoffnungsstern aufging, der auf eine Verbindung zwischen den beiden Familien weissagend hinwies. Diese frohe Vermuthung erhielt noch mehr Gewicht, als 6 Wochen nachher ein kleines Paketchen, von Adolph an Betty Löben überschrieben, einlief, welches Madame Ruhberg voll freudiger Neugier ihr selbst überbrachte. Es enthielt ein ausserordentlich schönes Duodez-Schreibzeug von Perlmutter zierlich gearbeitet,

worauf als Randverzierung mit goldenen Buchstaben die bedeutsamen Worte künstlich verschlungen eingefugt waren: „Möchte ich verstanden werden.“ Betty verstand sie nur zu gut, und ihre Freude darüber war so wahr und innig, daß es Niemand einfiel, sie für eine uneigennützige zu halten. Gar gerne gewährte ihr Madame Ruhberg die Bitte, eine schriftliche Danksagung von ihr an ihren Sohn einzuschließen; und so war die Correspondenz schicklich eingeleitet.

Ich weiß nicht, ob alle meine Leserinnen begreifen werden, wie glücklich sich Betty in dieser schönen Freundesthätigkeit fühlte; aber ich wünsche es.

Erst nachdem das eben so vorsichtig, als befriedigend abgefaßte Briefchen an Adolph abgegangen war, zeigte Betty ihrer Freundin das von Adolph erhaltene hieroglyphysche Geschenk, und offenbarte ihr, wie sie es nach dem liebenden Sinn des Gebers benutzt habe.

Lydie erkannte auch hieraus wieder die herz=

liche Treue der Freundin, aber sie konnte und durfte nicht gut heißen, was für sie Beide vielleicht sehr unangenehme Folgen haben konnte, und bat sie recht dringend, künftig nichts mehr von der Art ohne ihre Beistimmung zu thun. Die beharrliche Betty wußte dieser besorglichen Bitte mit der Frage geschickt auszuweichen: Wäre es denn nicht recht grausam gewesen, einen so zart angedeuteten Wunsch ganz unbeachtet zu lassen? Ihre Freundin schwieg besiegt, und sie folgte ferner den Antrieben ihres Gefühls, jedoch ohne Lydien eine deutliche Kunde davon zu geben.

So war den beiden innig vereinten Freundinnen ein heiteres Jahr ruhig, wenn auch nicht wunschlos vorübergegangen. Nicht so dem abwesenden Ruhberg, den Sehnsucht und Liebe gewaltig nach der Heimath hinzogen, und der schon längst wieder zurückgekehrt seyn würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, dort wieder mit neuen Heirathsprojekten bestürmt zu werden. Seine Liebe zu Lydie hatte sich

in ihrer vollen Stärke erhalten. Es war ihm unmöglich, einer Andern seine Hand hinzugeben.

Eines Abends saßen Lydie und Betty, in ihre Lieblingsgespräche verflochten, allein beieinander, als ein Bedienter gemeldet wurde, der sich nach Mademoiselle Lindenstein (nur unter diesem Namen war Lydie in Leipzig bekannt) erkundigte, um ihr ein Billet von einem fremden Herrn einzuhändigen.

Betty, hastig aufspringend, glaubte schon der Glücksbote aller schönen Erwartungen, die sie für ihre Freundin im Herzen trug, stehe vor der Thüre, lief hocherfreut mit ihr aus dem Zimmer, und gebot dem Ueberbringer, zu warten. Es bedarf keiner Antwort, sagte dieser, denn der fremde Herr ist schon weiter gereist.

Dieß wollte ihre Freude niederschlagen, als Lydie, die indeß den Inhalt des Billets gelesen hatte, ihr mit überströmenden Augen leise vertraute: ihr Vater werde in wenigen

Tagen hier eintreffen. Diesem Fremden, den er unterwegs getroffen, habe er den Auftrag gegeben, sie darauf vorzubereiten.

Herrlich, herrlich, sagte Betty. Der Anfang ist gemacht; haben wir nur erst den Vater wieder, dann wird auch der Geliebte nicht ausbleiben. Unglück kommt nie allein, sagt das Sprichwort; auch das Glück, diese freigebige Göttin, spendet selten halbe Gaben, wenn man ihr nur recht fest vertraut, und das thue ich in Ihrem Namen.

Des anderen Tages kam Betty schon in aller Frühe in Lydiens Zimmer, und wollte eben anfangen, ihr die lieblichen Träume zu erzählen, die in dieser Nacht an ihr vorübergegangen waren; da pochte es sanft an der Thüre, und herein trat Vater Herrmann, gesund, kräftig, glücklich. Keine Worte vermögen die Freude dieses Wiedersehens zu beschreiben.

Betty eilte ihre Mutter herbeizuholen, laut verkündigend: der Onkel seye angekommen.

Wie staunte Madame Löben, als sie Lydie in Hermanns Armen fand, und vernahm, sie sey seine Tochter.

Gott sey gedankt, sprach Hermann mit gefalteten Händen, der mir, nach einer kurzen Leidenszeit diesen reichlich ersetzenden Moment gewährt hat! und Dir, meine gute Schwester, setzte er, sie brüderlich umarmend, hinzu, Dir bleibe ich ewig Dank und Dienst verpflichtet, für alle Liebe, die Du meiner verlassenen Tochter erzeigt hast. Gib mir nur bald, nur gleich Gelegenheit, Dir meinen Dank thätig zu beweisen. Und Du meine geliebte Betty, die Du meine Lydie so schwesterlich liebst, von Dir wünsche ich nun auch als Vater angesehen zu werden. —

Unter solchen schönen Herzensergiessungen verging der Vormittag schnell. Nach Tische begab sich Hermann in das ihm angewiesene Zimmer, und nach einem kurzen Mittagsschlaf fing er an, seine Sachen auszupacken.

Er hatte die reichlichsten Geschenke (Be-

weise seines wiedererworbenen Reichthums) für alle mitgebracht. Kostbare Shawls, herrliche Kleiderzeuge und Spitzen wurden auf dem Tische ausgebreitet, und unter die Ueberraschten vertheilt. Seiner Betty schlang er noch ausserdem eine schwere goldene Kette mit einem grossen Kreuz von Brillanten um den Hals, sie noch einmal dankbar an sein Herz drückend. Dieß ist der Orden der Verschwiegenheit, sagte er, den hat sie ritterlich verdient.

Nun aber, Ihr beiden Kinder, sprach er, sich zu den Mädchen wendend, die noch in ihrem Morgenanzug waren, geht, macht Eure Toilette; denn ich will es nur lieber ohne alle Umschweife gleich heraus sagen: ich habe mir im Vertrauen auf den gewohnten Gehorsam meiner Lydie einen künftigen Schwiegersohn mitgebracht, der mir herzlich lieb und werth ist, und dem sie wohl ihre Hand nicht verweigern wird.

Die erschrockene Lydie senkte ihr Köpfchen tief herunter, um dem Vater ihren leiden-

schaftlichen Kampf zu verbergen, und reichte ihm, als Zeichen ihrer Ergebung, stillschweigend die Hand. Betty gerieth in die heftigste Bestürzung. Wie? lieber Onkel! rief sie, wie? Ist es möglich? Kann das Ihr Ernst seyn? Nein, es kann, es darf nicht seyn. Nun, da sich alles so wunderbar gefügt, jedes Hinderniß glücklich gehoben ist, nun, da alle meine schönen Ahnungen ——— Du sprichst seltsame, räthselhafte Worte meine liebe Betty! fiel Herrmann schnell ein. —

Ach, diese Räthsel, erwiederte sie, sind Lydien und mir recht klar; sie sollen auch Ihnen klar werden. Hören Sie mich nur erst an; ich weiß zu schweigen, aber auch zu reden, wo es Noth thut, wo das Lebensglück einer geliebten Freundin auf dem Spiele steht.

Meine gute, theure Betty, sprach Lydie, recht wehmüthig in sie dringend, ich bitte, ich beschwöre Dich, diese unheilbringende Heftigkeit zu bekämpfen, und mich erst gelassen anzuhören. Komm, folge mir in mein Zimmer.

Beide wollten hinausgehen; da trat ihnen Hermann in den Weg. Vor allen Dingen, sagte er, und sah dabei recht heiter aus, vor allen Dingen wäre meine Meinung, daß man die Erscheinung des jungen Mannes erst ruhig abwartete; hat er dann das Unglück, meiner Lydie zu misfallen; so ist es immer noch Zeit, daß Betty mir ihre räthselhaften Geheimnisse offenbare. Geht indessen, Euch anzukleiden, und macht es nicht zu lange.

Sie gehorchten stillschweigend, und beeilten sich so sehr, daß sie schon nach einer halben Stunde fertig waren.

Hermann betrachtete die geliebte Tochter mit recht innigem Wohlgefallen, und schloß sie, zärtlich an sein Herz drückend, in seine Arme; da wurde die Thüre geöffnet, und der junge Ruhberg stürzte, von Freude und Liebe begeistert, in die Umarmung der überraschten Braut. Segnend umschlang der gerührte Vater seine glücklichen Kinder; und die Seligkeit dreier Herzen war unbeschreiblich.

Betty küßte in lautem Jubel bald die geliebte Freundin, bald den bösen lieben Onkel, der sie so grausam geneckt hatte. Dann begrüßte sie glückwünschend ihren theuren Freund Adolph.

Madame Löben, welche diesen räthselhaften Scenen eine Weile in sprachlosem Erstaunen zugesehen hatte, bat endlich ihren Bruder um erklärende Aufschlüsse. Führe mich in Dein Cabinet, antwortete er, die jungen Leute bedürfen unserer ohnehin jetzt nicht; dann sollst Du alles erfahren.

Vor allen Dingen, fing Hermann dort an, muß ich Dir vertrauen, daß Lydiens Verbindung mit dem jungen Ruhberg, unter uns beiden Vätern schon vor 15 Monaten fest abgeschlossen war, daß aber der alte Ruhberg, von meinem damaligen Misgeschick unterrichtet, für gut gefunden, sein gegebenes Wort wieder zurückzunehmen. Dieß der Grund, warum ich meine Tochter nicht eher unter ihrem wahren Namen hier erscheinen lassen wollte,

als bis ich durch rastlose Betriebsamkeit die Gunst des mir treulos gewordenen Glückes mir wieder erkämpft haben würde. Das Zusammentreffen mancherlei glücklicher Umstände beschleunigte die Erfüllung meiner Wünsche. Alle meine Unternehmungen waren gesegnet, und schneller als ich es für möglich hielt, war mein merkantilisches Glück aufs neue, fest begründet.

Ich gedachte daher in wenigen Wochen meine Tochter wieder abzuholen.

Eines Tages, als eben wieder glückliche, das heißt in kaufmännischer Sprache, Gewinn verkündende Botschaften eingelaufen waren, saß ich vergnügt bei meinem alten Freunde Vanderhaagen, als ein Herr Ruhberg aus Leipzig gemeldet wurde. Bei dem Namen Ruhberg stieg mir das Blut in den Kopf, und ich konnte über meine menschliche Schwachheit nicht ganz Herr werden. Der Gemeldete trat herein, und so sehr mich auch die einnehmende Persönlichkeit, das stille bescheidene Beneh-

men, der schwermüthige Blick des jungen Mannes, ihm geneigt machten; so wenig konnte ich mir die Genugthuung versagen, mich ihm zu erkennen zu geben, und ihn auf eine scheinbar grosmüthige Weise fühlen zu lassen, wie wenig ich Ursache hätte, die Auflösung seiner Verbindung mit meiner Tochter für ein Unglück zu halten.

Das Gespräch einleitend, sagte ich ihm, indem ich zugleich meinen Namen nannte: ich werde in wenigen Wochen nach Leipzig abreisen, um dort meine Tochter abzuholen; haben Sie Aufträge an Ihre Eltern, so erbiete ich mich, sie bestens zu besorgen, und ihrem Herrn Vater bei dieser Gelegenheit einen Beweis zu geben, daß ich ihm sein unrechtliches Benehmen gegen mich von Herzen vergeben habe. — Erlauben Sie mir, antwortete er, mit gepreßter Brust, über Ihre gerechte Bitterkeit gegen meinen Vater zu schweigen. Ich denke und fühle anders als er; aber es geziemt dem Sohne nicht, den Vater laut zu tadeln.

Mit diesen Worten entwaffnete er mich so vollständig, daß ich den eigennützigen Vater über dem liebenswürdigen Sohne vergaß, und, in eine bessere Stimmung versetzt, über andere Dinge mit ihm erheitert weiter redete. Im Verlaufe des Gesprächs erkundigte ich mich auch nach Dir, als meiner Schwester, und fragte, ob er Dich vielleicht persönlich kenne.

Er war einen Augenblick sehr verlegen, faßte sich aber bald, und antwortete dann, mit einem Tone der die zärteste Saite meines Gemüths harmonisch berührte: Ich bin so glücklich gewesen, Mademoiselle Lindenstein und deren Freundin Betty im Löbenschen Hause kennen zu lernen. — Meine Tochter Lydie! rief ich mit überwältigtem Vaterherzen.

Da erfaßte ihn ein leidenschaftlicher Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Ein glühendes Roth überzog sein Gesicht; Thränen drängten sich aus seinen Augen. Sprachlos stand er auf, hastig nach seinem Hute greifend, und wollte eben das Zimmer verlassen,

als Vanderhaagen, der indeß weggegangen war, um die Wechselangelegenheiten zu berichtigen, wieder hereinkam, und ihn mit der Frage aufhielt: wo er das Geld hinschicken solle?

Er hatte sich indessen einigermaßen wieder gefaßt, nannte ihm seine Wohnung, und eilte, mit einer höflichen Verbeugung dankend, zur Thüre hinaus.

Mir ahnete, was den jungen Mann so schmerzlich berührt hatte, und von einer rücksichtslosen unwiderstehlichen Theilnahme zu ihm hingezogen, ging ich ihm nach, und bat ihn, Morgen mit mir zu frühstücken, weil ich noch einiges mit ihm zu sprechen hätte.

Bestürzt, zweifelhaft sah er mich an, versprach aber zu kommen.

Kaum war ich am folgenden Tage aufgestanden, als mein Bedienter mir meldete: es warte ein junger Mann schon seit einer Stunde im Vorzimmer.

Sogleich rief ich ihn herein, ihm freund-

lich entgegengehend, und wollte ihn durch die Worte ermuthigen: ich habe Ihnen gestern durch empfindliche Aeußerungen über Ihren Herrn Vater wehe gethan, und bitte deshalb um Ihre Verzeihung.

Er misdeutete die Absicht meiner Anrede.

Mögen Sie sich weiden an meinem Schmerz, an meiner Verzweiflung, rief er außer sich, meine Hand mit unbeschreiblicher Heftigkeit ergreifend. Mögen Sie es vernehmen, das hoffnungslose Geheimniß: Ja, ich liebe Ihre Tochter, ja, Sie sind gerächt.

Jetzt thun Sie mir wehe, antwortete ich gelassen, und drückte recht herzlich seine zitternde Hand; Sie verkennen meine Absicht. Wie sollte mir der Mann nicht lieb und werth seyn, der meine Gefühle für eine zärtlich geliebte Tochter so innig theilt, der mich so schön überzeugt hat, daß seine Liebe zu ihr reiner Art ist. Vertrauen Sie mir, glauben Sie mir, auch mein Wohlwollen für Sie ist eben so reiner Art; davon sollen Sie überzeugt wer-

den. Nur beantworten Sie mir erst die wichtige Frage: Glauben Sie sich von meiner Tochter geliebt? Ueberzeugt, entzückt, stürzte er vor mir auf die Knie nieder, mir in den rührenden Worten dankend, ohne meine Frage zu beantworten. —

Ich wiederholte sie nachdrücklicher. —

Ich habe zu schweigen gelobt, antwortete er endlich, aber mein Entzücken hat das Geheimniß verrathen, und Lydie wird mir dieses Entzücken vergeben.

Ich wußte nun alles, was ich zu wissen nöthig hatte.

Vierzehn Tage später fuhren wir zusammen von Amsterdam ab, sind gestern Abend hier angekommen, und haben den Eltern unsere Wünsche vorgetragen. Adolphs Mutter ist hocherfreut über die glückliche Wahl ihres Sohnes, und seinem Vater sehen wir es gerne nach, daß er sich nur auf eine kaufmännische Weise darüber zu freuen fähig ist.

Wie Adolph mit Lydien bekannt geworden,

wie? und wo der geheime Bund ihrer Liebe geschlossen wurde, das kannst Du aus dem anmuthigen Munde unserer lieben Betty, der Beschützerin dieses Bundes, am besten vernehmen. —

Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft ins Ruhbergische Haus, wo Lydie, unter den herzlichsten Segnungen von den vergnügten Eltern als Tochter aufgenommen wurde.

Hermann reiste nach Lydiens Trauung noch einmal nach Amsterdam zurück, und ordnete seine Handelsverhältnisse so, daß er in Leipzig seinen Wohnsitz nehmen und im glücklichen Kreise seiner Kinder und Verwandten leben konnte.

Ein Jahr später vermählte sich die liebenswürdige Betty mit dem jüngeren einzigen Bruder von Adolph, einem an Geist und Charakter eben so vorzüglichen Manne; und Sie und Lydie, so wie ihre beiden Gatten lebten ununterbrochen in dem beglückendsten Vereine.

III.

Die Zauberin.

I. Brief.

den 3ten Mai 1811. *)

Constantin an Bernhard.

Bis jetzt, lieber Freund, hätte ich Dir über die Gegenden, welche ich durchwandert habe, nicht viel mehr, ja vielleicht nicht einmal so viel sagen können, als unsere redseligen, eleganten Reisebeschreiber, die mit und ohne Brillen oft mehr sehen als da ist. Beschreibungen von Naturschönheiten sind mir ohnehin zuwider, wie die von Gemälden; sie geben dem Leser meist ein unvollkommenes, noch öfter aber ein

*) Jedem Argus wird das Datum wie der Inhalt beweisen, aus welcher fast vergessenen Vergangenheit dieser Briefwechsel ein Reliquie ist.

falsches Bild. Ich reise um die Natur zu genießen und Erfahrungen zu sammlen, nicht für die Welt, mit der ich eigentlich in gar keinem Verkehr stehe, sondern für mich. Genügsamkeit und Unabhängigkeit, diese höchsten mir zu Theil gewordenen Glücksgaben, will ich mir erhalten, so lange es in meiner Macht steht. Darum, ich bitte Dich, verlange nicht mehr von mir, daß ich mich durch ein Amt zu dem Automat einer Staatsmaschinerie, durch eine eheliche Verbindung zum Lebensbegleiter einer langweiligen Frau machen soll. Recht= und pflichtliebende Männer werden jetzt häufig für unbrauchbare den höheren Zwecken entgegenarbeitende Subjecte gehalten, und solchen wird gewöhnlich nur ein kleiner unbedeutender Wirkungskreis angewiesen. Bist Du nicht selbst, du herrlicher Mensch voll Kraft und gutem Willen, ein Beweis von dem was ich sage? Scheitern nicht alle Deine Versuche für das Wohl eines alternden Gemeinwesens an der ledernen, ausgestopften Statur eines Macht-

habers, der die Zentnerlast seiner Activ- und Passivsünden mit dem feinsten Pariser rouge vegetal übermalt, und seinem schlaffen abgelebten Körper nach einem geschäftvoll scheinenden far niente alljährlich durch fixe Luft und Eisen wieder auf die podagrischen Beine zu helfen sucht, damit er als Symbol einer Stütze des Staatsgebäudes wenigstens stehen kann. Du traust mir wahrlich zu viel einfältige Demuth zu, wenn Du mich für fähig hältst, den unterthänigen Diener schlotteriger Excellenzen und zum Bewunderer unorganischer Organisationen zu machen.

Eben so wenig tauge ich zum Ehestand, den Du mir mit so reizenden Farben vormalst, weil Du selbst, aus diesem betrüglichen Glückstopf, das große Loos gewonnen hast. Fände ich einmal ein weibliches Wesen, das Deiner Luise gleich zu stellen wäre, das mich lieben könnte, wie sie Dich liebt; dann wollte ich gerne das unstäte Herumschwärmen in der Welt aufgeben, und mir, wie Du, eine eigene häusliche er-

schaffen, aus welcher Liebe und Wahrheit nicht verbannt wären. Soll ich aber, wie zu erwarten ist, als Einzelner durch das Leben wandern, dessen Leiden und Freuden kein Herz mehr berühren als das Eigene, so darf ich mich auch wohl auf diesem elenden Schauplatz, wo die meisten Menschen sich so zweck- und herzlos abarbeiten, mit allem Recht, nur als lernenden und prüfenden Zuschauer betrachten, und am Ende mein eigener Biograph werden, um doch nicht ungerühmt ins Schattenreich hinab zu gehen.

Meine Briefe an Dich mögen den Anfang dazu machen, wobei ich mir aber ausbedinge so wenig, als nöthig seyn wird, von mir selbst zu reden; und wenn sie auch nie in einer Prachtausgabe bei Cotta erscheinen werden; so soll mich dieß nicht kränken, wie so manche andere Heroen der Literatur, die sich aus Eifer, classisch zu werden, die Finger abschreiben, und höchstens als poetisch literarisch wiederkäuende Thiere absterben, nachdem sie die

kleine Anzahl von rechtlichen Buchhändlern und Verlegern zu maskirten Nachdruckern gemacht haben.

Vorgestern bin ich in der berühmten Haupt- und guten Stadt N... angekommen. Sie ist seit zwei Jahren gewaltig verschönert und vergrößert worden und die Straßenbeleuchtung ist so brillant, daß mancher ausgehungerte Staatsdiener nicht nöthig hat, sein Souper bei einem eigenen Licht zu verzehren, zumal wenn er Beides nicht hat.

Ein mageres Mitglied dieses zahlreichen, aber desto kümmerlicher bezahlten Corps begegnete mir zwei Stunden vor der Stadt. Das einbrechende heftige Gewitter, und der starke Regen machte ihm Muth, mich um einen Platz in meinem Wagen zu bitten, den ich ihm herzlich gerne einräumte. Hätte doch sein souverainer Herr und Gebieter sehen können, mit welcher ängstlichen Verehrung der gestempelte Mann seine naßgewordenen Wappenknöpfe ab-

abtrocknete; er würde ihm sein allerhöchstes Mitleid eben so wenig versagt haben, als ich mein tiefes. Der Mitleidenswürdige war Vater von 8 Kindern, an deren Heranwachsen er mit Schrecken denken mußte, da er die meist noch Unerzogenen kaum ernähren konnte. Dabei war er jedoch gutmüthig genug, nur die Zeit als Urheberin seines Elends anzuklagen. Man hat zu allen Zeiten von guten und schlechten gesprochen, aber nie in einer moralischen Beziehung. Ein jeder sucht gegenwärtig die allgemeine Kraft und Muthloßigkeit mit der Zeit zu entschuldigen, die doch willenskräftige edle Thaten eben so willig aufnimmt, als feige und schlechte. Wie kann der Mensch, wenn das Bewußtseyn seiner Geisteskräfte, der Glaube an Unsterblichkeit in ihm lebendig geworden ist, sich für prädestinirt halten, in der Wagschaale der Zeit willenlos zu steigen und zu sinken! Keine fremde Macht, nur die eigene Schwäche kann uns herabwürdigen.

Diesen Morgen sah ich in dem hiesigen Erziehungsinstitut einem militairischen Exercitium der männlichen Jugend zu. Es war für mich ein trauriger Anblick, Kinder von zehen bis zwölf Jahren in so feindlichen Uebungen der Erwachsenen zu sehen. Die kleinen Krieger hatten sich alle, vermuthlich aus eigenem Antrieb, martialische Schnurrbärte aufgeklebt. Und solche ehrgeizige Spielereien erlaubt man jetzt der jungen und alten Menschheit gar gerne, weil sie dadurch am leichtesten die eigene Würde vergessen lernen. Möchtet ihr, dachte ich, künftig alle nur für eine edle Sache fechten! Bei dieser Gelegenheit begegnete ich meinem zufälligen Reisegefährten wieder, in Begleitung eines artigen jungen Mannes, der, wie er mir vertraulich erzählte, seine Tochter erster Ehe heirathen werde, sobald er ihr die nöthige Ausstattung geben könne. Der junge Mann, setzte er hinzu, hat kein Vermögen, und eine sehr geringe Besoldung; allein er hat Hoffnung in einigen Jahren eine einträglichere

Stelle zu erhalten, und könnte einst die Stüz-ze meiner Familie werden. Ich benutzte diese Gelegenheit, zur Bevölkerung der Welt wenigstens mittelbar, durch einen Wechsel, den ich entbehren konnte, beizutragen, und die glücklich überraschte Braut eines Andern kam eine Stunde nachher, von ihrem Vater begleitet, in meine Wohnung und umarmte mich dankbarer, als es vielleicht meine eigene gethan hätte. Kotzebue würde ein rührendes Lustspiel aus dieser Begebenheit verfertigen; ich aber reise heute noch weiter, weil die vieläugige polizeiliche Aufsicht, unter der hier jeder Fremde steht, mir zuwider ist. Manche der neugewordenen Alleinherrscher haben sich einreden lassen, sie müßten auch große Polizeianstalten haben, wie ihr großer Schöpfer und Beherrscher. Man sollte nie vergessen, daß man gewandte, gut abgerichtete Füße haben muß, wenn man marschiren lassen will, und daß nicht eine Krone, sondern der Kopf darunter, um Takt und Touren anzugeben die Hauptsache ist. Nachgemach-

te Herrscher brüsten sich eben so sorglos mit einer aufgeklebten Scheinwürde, wie jene kindische Soldateska mit ihren Scheinschnurrbärten.

Die Umgebungen dieser Prunkstadt sind abwechslend anmüthig und schön, die Vegetation herrlich; nur auf den Menschengesichtern ruht sichtbar, entweder der drückende, oder der glänzende Hauch der Hofluft.

Sey so gut, lieber Bernhard, mir meine alte Brieftasche, die noch in Deinem Schreibtisch liegt, nach Genf, wo ich einige Zeit zu bleiben gedenke, wohlverwahrt nachzuschicken. Sie enthält das Bild meiner unvergeßlichen Schwester, das ich, um Dir meinen guten Willen zu zeigen, als einen Talisman gegen meinen Weiberhaß gebrauchen werde. Nur in Deinem Hause bedarf ich dessen nicht.

Leb wohl, mein Theurer und sage Deiner liebenswürdigen Gattin meine herzlichsten Grüße.

Dein

Constantin V...

II. Brief.

Constantin an Bernhard.

Genf. Mai 1811.

Glaube nicht, mein Lieber, daß es mein Ernst sey, diese unbedeutenden Blätter für andere Leser als Dich und Deine Gattin niederzuschreiben; sonst könntest Du leicht das, was ich Dir heute erzählen will, für den erdichteten Eingang zu einem für den Druck bestimmten Roman halten; bitte vielmehr Gott mit mir, daß sich kein wirklicher daraus entspinnen möge.

Nach drei beschleunigten Tagreisen war ich auf der letzten Station vor Genf angekommen, das mir als Rousseaus Geburtsstadt ehrwürdig, als meine eigene vor jedem andern Ort der Welt lieb und theuer ist. Hier habe ich ja mit kindlichem Gemüth das Schönste empfunden, was der Mensch empfinden kann; und

schon aus der Ferne drängte sich mir ein Meer von süßen Erinnerungen entgegen, auf dem eine einzige schmerzliche Woge der Vergangenheit hoch aufgethürmt war. Ach! es war dieselbe, welche einst meine innig geliebte Mutter und später alle meine glücklichen Hoffnungen in ihren kalten Abgrund verschlang.

Meine Jugendgeschichte ist Dir nur in flüchtigen Umrissen und mit sehr wesentlichen Auslassungen bekannt; und wo könnte ich diese großen leeren Stellen mit lebendiger gewecktem Interesse ausfüllen, als hier, wo meine Freuden aufblühten und welkten!

Ich befinde mich in meinem ehmaligen elterlichen Hause, das der jetzige Besitzer, ein Gastwirth, durch einen glänzenden Schild, mit dem Brustbild Napoleon's zu einem Hôtel de l'Empereur umgeschaffen hat. Als ich mir das kleine Eckzimmer von ihm erbat, das die schöne Aussicht auf die Rhone hat, wunderte sich der weltkluge Mann nicht wenig über meine Localkenntnisse von seinem Hause, da

ihm meine Person so fremd war. Ach, wohl fühlte ich mich selbst fremd in diesen vier Wänden, wo ich zum erstenmal das Licht erblickt, auf diesem Boden, den ich zuerst betreten hatte. An welch eine Fülle von mütterlicher Zärtlichkeit, Sorgfalt und Liebe erinnerte mich dieser kleine Schauplatz meiner Kindheit, den ich jetzt nur für Bezahlung bewohnen konnte. Heute früh als der erste Sonnenstrahl in der wohlbekannten Richtung in das Zimmer fiel, und die Stelle beleuchtete, wo sonst mein kleiner Schrank mit Spielzeug gestanden hatte — ach, warum sollte ich mich meines weichen Herzens schämen, warum sollte ich's dem Freunde, der mich so oft schon ein erwachsenes Kind genannt hat, verschweigen, daß ich mit unverhaltenen Thränen nach jenem Fenster hinblickte, von dem meine sorgsam liebende Mutter einst so oft die Vorhänge zugezogen hatte, um meine kranken Augen zu schonen.

Doch, ich vergesse fast, daß ich Dir meine Geschichte, aber, um deine Zeit nicht zu sehr

in Anspruch zu nehmen, so gedrängt als möglich mittheilen will.

Mein Vater lebte in dem Geräusch der Welt, meine Mutter nur für mich. Daß ihr eheliches Verhältniß nicht so glücklich war, als diese edle Frau es verdient hätte, erfuhr ich erst kurze Zeit vor, und am gewissesten bald nach ihrem Tode; denn drei Monate nachher verkündigte mir mein Vater, was die ganze Stadt schon drei Monate früher gewußt hatte, daß er sich mit der reichen schönen Wittwe Clary vermählen würde. Ich hörte diese Nachricht mit großer Gleichgültigkeit von ihm. Er stand meinem Herzen schon zu ferne, als daß er es hätte noch tiefer verwunden können. Nur am Tage seiner Trauung und ihres Einzugs in unser Haus preßte ein peinliches, schreckliches Gefühl meine Brust zusammen; und, als ich die ehmalige strafbare Nebenbuhlerin meines verklärten Schutzengels als meine Mutter begrüßen sollte, da stockte meine Stimme, wie mein Blut. Mir war als ob ich eine Ent-

weihung begehen sollte. Die gewandte, für ihre Jahre noch sehr reizende Frau, die wohl gutmüthig, aber nicht zartfühlend genug war, um mein Erstarren für etwas anderes als kindische Verlegenheit zu halten, wurde dadurch eben nicht gestört. Sie, die ihre ganze Lebenszeit nur mit sich selbst getändelt, mit der Kunst zu gefallen, sich beschäftigt hatte, sie, die ihre eigene einzige Tochter, erster Ehe, die herrliche Julie, schon seit vielen Jahren in einer Pensionsanstalt von sich entfernt hielt, wie konnte sie ahnen, was ein kindliches Herz zerreißen muß. Sie wußte die einsilbige Scene bald abzukürzen, beschenkte mich mit einer kostbaren goldenen Uhr, und ich entfernte mich mit einer stummen Verbeugung.

Umsonst suchte ich einen stillen Winkel in dem festlich beleuchteten Hause, unter dem lermenden Gedränge der Hochzeitsgäste, unter dem rohen Jubel der neuen Dienerschaft, denn die alte, deren Trauerkleider noch zu neu aus-

sahen, waren einige Wochen vorher verabschiedet worden.

Es gab für mich nur einen stillen Ort, dem ich meine Klagen vertrauen konnte, in dessen tiefe Ruhe ich mich mit meinem brennenden Schmerz hinabsehnte. Diesen suchte ich auf. Dort lößten sich meine Thränen; dort betete ich zu meiner verklärten Mutter! dort glaubte ich ihre tröstende Stimme zu hören; und die Rosen auf ihrem Grabe bogen sich liebend zu mir herüber, und ihr süßer Duft drang mit stärkender Kraft in mein wundes Herz.

Es war dunkel geworden. Der volle Mond ging blutroth hinter dem Nebel auf, der wie ein Trauerschleier über die stillen Grabhügel ausgebreitet lag. Auf diesem schauerlichen Versammlungsplatz menschlicher Verwesung stand ich nahe vor Gott, und warf mich anbetend und vertrauend in den Schooß seiner unendlichen Liebe.

Bald fühlte ich mein bewegtes Gemüth wunderbar beruhigt; das schnell vorübergehen-

de Erdenleben schien mir keiner Klage mehr werth zu seyn, freudig blickte ich über Gräber hinweg in eine hoffnungsreiche, lichtvolle Zukunft, und in diesem seligen Vorgefühl wanderte ich, unter dem feierlichen Getöne der Abendglocken, nach Haus. Allmählig kleidete sich der Himmel in sein schönes nächtliches Blau, und streute seine geheimnißvollen Sterne aus. Der Mond hatte seine leidenschaftliche Farbe abgelegt und leuchtete wieder freundlich aus einer Wolkenglorie auf mich herab. Lange verweilte ich noch am Ufer des Flusses, und sah mit trosterfüllter Seele in seine klare Tiefe hinab, wo sich die Pracht des Firmaments mit seinen funkelnden Wellen wiederholte. Auf einmal weckte mich die schallende Musik aus unserm nicht weit entfernten Hause aus meiner frommen Begeisterung; aber ihre Wirkung blieb daurend in meinem Gemüth.

Wie schaal, wie armselig kam mir jetzt das Freudengeräusch der versammelten Gäste vor!

Ich trat ruhig unter sie; es konnte mich nichts stören, weil mich nichts berühren konnte.

Meine jugendlich geschmückte Stiefmutter ging auf mich zu und führte mich in ein Nebenzimmer, vermuthlich um einer zweiten Verlegenheitsscene vor so vielen Zeugen vorzubeugen.

Ich redete sie heiter an, entschuldigte meine heutige kalte Aufnahme ihres Geschenks und ihrer wohlwollenden Versicherungen mit einem Uebelbefinden, und gab meinen langen Spaziergang als ein Mittel vor, welches mich davon befreit habe.

So hatte ich den ersten schmerzlichen Tag einer schmerzlichen Lebensperiode überstanden.

Unser Haus wurde nun der Sammelplatz der sogenannten feinen gebildeten Welt, und ich hatte also schon in meinem sechszehnten Jahre Gelegenheit, sie kennen und verachten zu lernen. Uebrigens konnte ich ruhig meinen Gang gehen, wenn ich nur nicht gegen die gesellschaftlichen Gesetze des feinen Cirkels an-

stieß, von dem meine gefällige Stiefmutter das Centrum ausmachte.

Ich habe nie den Grund davon erfahren können, warum mein Vater, ungefähr zwei Jahre nach dieser glänzenden neuverbesserten Auflage seines Ehelebens, alle seine eigenen, und die durch die zweite Gattin ihm zugefallenen Besitzthümer an Häusern und Gärten verkaufte, Genf für immer zu verlassen und dagegen Frankfurt zu seinem künftigen Wohnort zu wählen beschloß.

Diese bevorstehende Ortsveränderung, und die seit einigen Monaten eingetretene Kränklichkeit meiner nervenschwachen Stiefmutter, waren vielleicht die Hauptursachen, warum Julie aus der Pensionsanstalt zurückberufen wurde.

Ich konnte mir von der Tochter einer so eitlen Mutter eben keine sehr vortheilhafte Vorstellung machen. Indessen sah ich ihrer Ankunft ruhiger entgegen, als unserer Abreise. Genf zu verlassen, auch nicht einmal die Ge-

gend mehr zu sehen, auf der die glücklichen Bilder meiner Vergangenheit ruhten, war in diesem Augenblick das Härteste was mir begegnen konnte.

Julie traf erst am Abend vor diesem gefürchteten Zeitpunkt im elterlichen Hause ein. Wie verschieden war ihr Eindruck von dem, was ich erwartet hatte! Nicht ihre blühende Gesichtsfarbe, nicht die Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Züge war es, was mich bei ihrem Anblick bewegte, sondern die Seele, welche so deutlich aus ihnen sprach. Ich erkannte in ihr gleich im ersten Augenblick meinen freundlichen Genius, der mir meine drükkenden Verhältnisse erleichtern würde.

Ihre Mutter empfing sie mehr mit herablassender, als mit mütterlicher Zärtlichkeit, und betrachtete die schön aufblühende Tochter wie eine beneidenswerthe, der die Jugend den vollen Freudenbecher des Lebens vorgesetzt hatte, indeß ihr eigener schon beinahe ausgetrunken, schon mit Thränen über die Unverschämtheit

der Zeit vermischt war. Selbst mein Vater schien von den Reizen der holden jugendlichen Gestalt betroffen.

Julie kannte die moralischen Mängel ihrer Mutter noch so wenig als die Verdorbenheit der Welt. Der Engel der Unschuld bedeckte ihr beides mit seinem reinen Schleyer. O! möchte er ihn nie wegziehen, möchte er dem arglosen kindlichen Herzen nie die verwundenden Schattenseiten des Lebens zeigen, betete ich oft, wann ich gerührt über das anschmiegende Vertrauen der liebenden Tochter, empört über die fein maskirte Kälte der egoistischen Mutter, mich bald freute, bald betrübte.

Gegen mich war Julie, von dem ersten Augenblick ihrer Erscheinung an, so freundlich, gütig und theilnehmend als ob sie meinen Verlust mitempfunden hätte. Ihr stilles Mitgefühl war mein einziger Trost bei unserem Abzug von Genf.

Wenige Monate nach unserer Ankunft in Frankfurt wurde meine Stiefmutter von einem

gefährlich scheinenden Krampfübel befallen. Julie wich, selbst des Nachts, nicht von ihrem Bette, und ihre ängstliche Besorgniß um das Leben ihrer Mutter machte sie jetzt eben so trostbedürftig, als ich es selbst war. Dieser traurige Zufall erinnerte sie bestimmter an unser geschwisterliches oder vielmehr an ihr Familienverhältniß. Sie hatte keine Verwandte, und hätte also auch nach dem Tode ihrer Mutter, wenigstens für einige Zeit unter dem Schutze meines Vaters bleiben müssen. Ich konnte damals nicht begreifen, warum ihr dieser Gedanke so schrecklich war, da ihr Stiefvater sie mit einer Zärtlichkeit behandelte, die dem eigenen Sohne bei weitem nicht in diesem Grade zu Theil wurde. Es schmerzte mich, glauben zu müssen, sie sey ungern meine Schwester, und ich wagte es endlich einen Abend, wo ich sie bis zu Thränen bewegt, in einem entlegenen Zimmer des Hauses fand, einige Worte darüber zu äußern.

Sie thun mir sehr Unrecht, antwortete sie,

ich würde Sie hochschätzen und lieben, wenn Sie auch nicht mein Bruder wären; und eben darum kann und darf es Sie nicht kränken, wenn ich unserer näheren Bekanntschaft eine andere, eine glücklichere Veranlassung wünschte, als die der zufälligen Verwandtschaft. —

Auch bei längeren und in der Folge öfters wiederholten Unterredungen dieser Art war es mir doch nie möglich gewesen, mehr darüber zu erfahren, als was sie mir in jenen Worten gesagt hatte. Nur so viel wurde mir mit jedem Tage, durch die immer zunehmenden unverkennbaren Beweise ihrer Liebe, gewisser, daß nicht ich, sondern ein anderer Grund, den sie mir nicht entdecken konnte, oder durfte, die Ursache ihres geheimen Kummers war. Dennoch wurde unser Verhältniß das Innigste. Die Aehnlichkeit unserer Lage und unserer Charactere, unsere gleichförmigen Ansichten von der Welt, der religiöse Sinn, von dem wir beide beseelt waren, schlang ein Band, fest und immer fester um uns, das mehr als ein

Freundschaftsband war, und ohne daß wir es bemerkten, erzeugte sich ein gleicher Wunsch in unsern Herzen, den wir nicht wagten, deutlich auszusprechen.

Ihre Mutter erholte sich völlig, und die gesellschaftlichen Freuden, an denen wir Beide nur einen erzwungenen Antheil nahmen, gingen wieder ihren gewohnten Gang.

Juliens angenommene Heiterkeit konnte jeden andern täuschen, nur mich nicht. Die besorgte Liebe blickte tiefer in das verborgen traurende Gemüth der Geliebten. Aber bei den untrüglichsten Beweisen ihrer innigsten Zuneigung und Liebe gegen mich, versagte sie mir doch den einzigen eines uneingeschränkten Vertrauens.

Im kommenden Spätjahr sollte ich die Universität Göttingen besuchen. Sie gestund mir ihre tiefe Betrübniß über diese nahe bevorstehende schmerzliche Trennung ohne Rückhalt, so oft wir uns allein sprechen konnten, wozu wir aber, von dort an, weit weniger

Gelegenheit hatten, als vorher, weil mein Vater seltener ausging, und ich an meinen Vorbereitungsstudien in seinem Zimmer und unter seiner unmittelbaren strengen Aufsicht arbeiten mußte, und weil wir überhaupt sehr sorgfältig bewacht wurden.

Vergebens hoffte ich noch auf eine einsame Abschiedsstunde mit ihr. Eine flüchtig dem neidischen Schicksal entrissene Umarmung, und folgender Brief, den sie mir mit stummer Angst am Abend vor meiner Abreise, heimlich in die Hand drückte, war der einzige traurige Trost, den ich mit mir nahm.

»Du gehst von mir, lieber Constantin, »aber Du weist nicht, mit welchem Schmerz »ich Dir nachblicke. —

»Ich habe einen Entschluß fassen müssen, »der mich von allem, selbst von Dir und »Deiner Liebe losreißt. Den Grund die»ses Entschlusses muß ich Dir, wie meiner »Mutter, verbergen. Es lauscht ein zer»störender Dämon in unsern beiden Fa-

»milien. Ich bitte Dich, sey vorsichtig. Der »Geist meines Vaters warnte mich im Traum »und gebot mir, zu fliehen und zu schweigen. »Der Bund unserer Eltern ist ein Unglücks»bund. Er trennt den Vater von dem Sohne, »die Mutter von der Tochter. — Nur »meine Liebe zu Dir bleibt fest. Glaube »an sie und an mein unbeflecktes Herz, »was auch geschehen mag. Der Seegen des »Himmels folge Dir, und der Genius un»serer Unschuld bewahre Dich gegen jeden »Argwohn. Tröste meine schwache hinter»gangene Mutter. Ach daß sie nie erfahre, »was mich von ihr treibt!

»Ich habe mein Bild, das Dein Vater »in seinem Schreibtisch hatte, heimlich weg»genommen, und in deinen Koffer gelegt. »Möge es mein Fürsprecher werden, wenn »Dich ein Verdacht anwandeln sollte.

»Leb wohl, mein ewig Theurer, ewig »Geliebter, und vergiß nie Deine

unglückliche Julie Clary.

Ich hatte, als sie mir dieses Blatt gab, dessen unglücklichen Inhalt ich nicht ahnen konnte, von Wehmuth und Schmerz zu stark ergriffen, kein Wort hervorbringen können, und riß die seidene Schnur, an der ich einen kleinen goldenen Ring mit den Haaren meiner verewigten Mutter, auf der Brust trug, entzwei, und gab ihr dieß Andenken, als das Theuerste, was ich besaß.

Erst spät, als alles im Hause schon zu Bett gegangen war, konnte ich den Brief lesen. Er erschütterte mich im Innersten, und zum erstenmal fuhr eine finstere Ahnung durch meine Seele.

Mein Zimmer ging nach dem Hofe zu, und eine kleine Treppe an der inneren Gallerie führte zu der Thüre, wo Juliens Kammermädchen schlief, durch die ich mir mit einigen Louisd'oren noch eine Unterredung mit Jener verschaffen zu können hoffte. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete ich vor meiner geöffneten Thüre, bis sich etwas lebendiges im

Hause rührte. Endlich erschien mein Bedienter. Ich schickte ihn aus, um mir noch etwas zu holen, weil ich ihm am wenigsten traute. Dann schlich ich leise die Treppe hinab, pochte an Mariannens Thüre, und bat sie geschwind herauf zu kommen, um mir den Haken der von meinem Mantel abgerissen seye, anzunähen. Sie kam, ich vertraute ihr meine Bitte, und sie versprach mir, den geforderten Versuch zu machen, der aber freilich ohne Erfolg bleiben mußte, weil Julie in derselben Nacht entflohen war.

Indessen war es ein Glück, daß ich der Erste war, der dieses höchst unerwartete Ereigniß erfuhr, und daß ich noch Zeit hatte, Juliens Bild aus meinem Koffer wegzunehmen und mit ihrem Brief besser zu verwahren: denn mein wild tobender Vater durchsuchte bald nachher mein ganzes Gepäcke, weil er mich im Verdacht eines Einverständnisses hatte. Als er nach einer scharfen Inquisition, bei welcher ich mit Schaudern eine schlecht verwahrte Falte

seines Herzens erblickte, von meiner Unschuld überzeugt wurde, ließ er mich ruhig meinen Weg ziehen.

Meine damalige Gemüthslage vermag ich nicht zu beschreiben. Mein Herz war zweifach verwundet, durch Liebe und Abscheu.

Mein Vater soll, wie ich später erfuhr, alles versucht haben, die Entflohene wieder aufzufinden, aber vergebens.

Ungefähr zwei Jahre nach diesem schrecklichen Zeitpunkt, starb meine Stiefmutter, deren ganzes Vermögen, nach einem vorhandenen Testament, meinem Vater, nach dessen Ableben aber mir so lange zufallen sollte, bis die verschwundene Tochter sich wieder einfinden würde.

Wie es mir von da an ging, ist Dir bekannt.

Seit dem kürzlich erfolgten Tode meines Vaters, bin ich nun im Besitz dieses fremden Eigenthums; denn aller meiner unabläßigen Nachfragen, und öffentlichen Aufforderungen

ungeachtet, habe ich noch keine Spur von dem unglücklichen Opfer einer fluchwürdigen unnatürlichen Leidenschaft entdecken können.

Nun, lieber Bernhard, kennst Du erst mein Schicksal ganz, und wirst Dir alle aus dieser harten Schule hervorgegangenen Eigenheiten meines Charakters erklären können. Mein Abscheu gegen weibliche Eitelkeit, mein Mistrauen gegen die vornehme Welt, die man die gebildete nennt, weil sie ihre Laster mit feinem Anstand unter einer eleganten, imponirenden Drapperie zu verbergen versteht. Nun, da Du weißt, daß Julie nicht meine Schwester sondern meine Geliebte war, kann ich Dir einen Zufall erzählen, der mir ihr Bild eben so wunderbar als lebendig zurückrief.

Wenige Stunden vor Genf wollte mein Postillon einem Wagen vorauseilen, der, von der letzten Station an, in einiger Entfernung uns voranfuhr. In dem Augenblick, wo mein ehrgeiziger Kutscher den Vorsprung zu gewinnen glaubte, stürzte das eine Pferd der frem-

den Equipage todt zur Erde, indeß sich das andere, wie vor Entsetzen, in die Höhe bäumte, und sich seiner Fesseln auf eine gefahrdrohende Art zu entledigen suchte. Ich ließ gleich halten, befahl meinem Bedienten, die Zügel meiner Pferde zu nehmen, und versprach meinem Kutscher ein reiches Trinkgeld, wenn er das tobende Thier nur so lange still zu halten suche, bis ich die darin sitzenden aus dem Wagen gehoben. Es war kaum möglich. Schnell öffnete ich den Kutschenschlag, und griff eben so schnell nach der ängstlich besorgten Dame. Retten sie erst das Kind, sagte sie, indem sie es mir mit einer Vorsicht und Besonnenheit entgegenreichte, die nur starken Seelen eigen ist. Dieß gelang glücklich. Ich wollte es eben eiligst auf die Erde stellen, um der vermeintlichen Mutter zu Hülfe zu kommen, als die raschen Pferde meines zu nahe stehenden Wagens auch anfingen wild zu werden. Um Gotteswillen halten Sie das Kind fest, rief sie mir zu, ich kann mir selbst helfen, und ehe

ich noch recht wußte, was ich thun sollte, hatte sie sich durch einen gewagten Sprung aus der bedrohten Maschine glücklich gerettet, und nahm mir freudig dankend das Kind ab, das ich noch auf dem Arme hielt.

Nachdem ich meine Pferde mehrere Schritte rückwärts und zum Stillestehen gebracht hatte, wollte ich den beiden Kutschern beistehen; aber es war glücklicherweise nicht mehr nöthig, denn das lebende Thier stand plötzlich so ruhig, als sein lebloser Gefährte neben ihm lag. Mit Hülfe einiger Bauern, die ich aus dem Felde herbeiholte, wurden beide von einander getrennt, und so war bald alles wieder in Ordnung. Aber wie erstaunte ich, als ich von der Dame erfuhr: sie sey nicht die Mutter des Kindes, und wie viel größer noch war mein Erstaunen, als ich das kleine liebliche Wesen, dessen Leben der mütterlichen Beschützerin theurer war, als ihr eigenes, jetzt erst eigentlich betrachtete, und Juliens Miniaturgesicht und Gestalt in ihm erblickte. Ich nahm es gerührt

noch einmal in meine Arme, und drückte es mit den kaum hörbar ausgesprochenen Worten: Liebe Julie, an mein bewegtes Herz.

Der Antheil, den Sie an meiner kleinen Nichte nehmen, deren Name Ihnen sogar bekannt ist, läßt mich vermuthen, wir seyen Ihnen weniger fremd, als Sie uns, sagte die Dame, und betrachtete mich sehr aufmerksam. Ich heiße Claudine Lesko, fuhr sie fort, und wohne den größten Theil des Jahrs in Genf. Dieß Kind gehört einer Jugendfreundin von mir, die sich gegenwärtig mit ihrem bedenklich kranken Manne, meinem Bruder, in den Bädern von *** aufhält: es wird so lange bei mir bleiben, bis die Eltern es bei ihrer Zurückreise, die sie über Genf führt, wieder mitnehmen.

Was war natürlicher, als daß ich, aufgeregt durch die leider nur zufällige Aehnlichkeit der kleinen Julie mit meiner ehmaligen Geliebten, mich nach dem Familiennamen ihrer Mutter erkundigte.

Claudine nannte mir einen ganz fremden, setzte aber scherzhaft hinzu; daß man ja Namen eben so leicht ablegen könne, wie Kleider, und da ich ein so lebhaftes Interesse an der Mutter des Kindes zu nehmen scheine, so wäre wohl das Sicherste, deren Ankunft in Genf abzuwarten. — Ich werde, antwortete ich ihr, ohnehin einige Wochen dort zubringen, und, wenn Sie mir erlauben wollen an den heutigen unangenehmen Zufall die Fortsetzung ihrer Bekanntschaft zu knüpfen, so wird mein verlängerter Aufenthalt, auf jeden Fall ein Gewinn für mich seyn. Sie nahm meine Artigkeit gar freundlich auf. Wir setzten uns insgesammt in meinen Reisewagen, ließen den ihrigen mit einem Pferd langsam nachkommen, und waren mit dem Schlage neun Uhr vor ihrem Hause; wo ich mich für den gestrigen Tag — nachdem ich ihr, wie es sich versteht, meinen Namen genannt hatte, verabschieden mußte, wie für heute von Dir, und zwar mit dem Versprechen, Dich künftig nicht wieder

mit so langen Episteln um Deine Zeit zu bringen, Dir aber doch meine ferneren Reiseschicksale, welche vielleicht interessant werden könnten, mit eben so vieler Aufrichtigkeit zu berichten, als ich bin

Dein

Constantin V...

III. Brief.

G. Mai 1811.

Constantin an Bernhard

Laß mich, mein geliebter Bernhard, vor allen Dingen über den ersten Eindruck sprechen, welchen Claudine auf mich gemacht hat, und dessen Wirkungen auf mein Gemüth noch zu undeutlich sind, als daß ich ihnen einen bestimmten Charakter zu geben wüßte.

Die Lage, in der ich sie zum erstenmal sah, zeigte mir ihr Herz und ihren Geist von

der vortheilhaftesten Seite, noch ehe ihre Persönlichkeit einen Einfluß auf meine Sinne und auf mein Urtheil über sie haben konnte.

Sie hat eine schöne imponirende Gestalt, und mehr erhabene, als weibliche Grazie in ihren Bewegungen. Ihr Gesicht würde sehr reizend seyn, wenn ihre blasse Farbe, bei dem schwarzen Haare und den dunkelbraunen Augen, ihr nicht ein verblühtes, oder vielmehr kränkliches Aussehen gäbe. Aber gerade dieses mangelnde Roth, das unsere gefallsüchtigen Modepuppen so leicht zu ersetzen wissen, beweist mir, daß sie von dem Erbfehler der Eitelkeit frei ist, und macht sie mir so anziehend. Sie ist reich, unverheirathet, und lebt eben so unabhängig, als unbekümmert über das Urtheil der Welt, die so gerne ungewöhnliche Talente und Tugenden mit dem Stachel des Neides verfolgt.

Ich sprach heute an der Table d'Hote mit einem kunstverständigen Reisenden aus München, und rühmte ihm ihre beträchtliche Samm-

lung von Gemälden und Kupferstichen, als sehenswerthe seltene Schätze. Kaum hatte ein neben mir sitzender Offizier ihren Namen gehört, als er mit einem satyrischen Lächeln die Frage an mich richtete: Sind Sie auch schon mit dieser italienischen Zauberin bekannt, die nur hochgebildeten Schöngeistern den Zutritt in ihr Haus verstattet, und auf die übrige prosaische Menschheit so stolz herabsieht? — Darf ich fragen, antwortete ich, unter welche von den beiden Classen Sie sich zu rechnen haben? — Nach dem genialischen Maasstab von Mademoiselle oder Madame Lesko — denn noch weiß niemand welcher Titel ihr eigentlich gebührt — gehöre ich unter die Letztere. — Ich nahm mir nicht einmal die Mühe, mein tant pis pour vous, das mir schon auf der Zunge lag, auszusprechen. Die Charakteristik dieses beleidigten Schwätzers stand zu leserlich auf seinem Gesicht, als daß er meine vortheilhafte Meinung von Claudinen hätte schwächen können. Ich bin nur mistrauisch gegen die

Weiber, so lange ich sie nicht in Augenblicken beobachtet habe, wo keine Verstellung möglich ist. Claudine gehört allerdings unter die Ungewöhnlichen, und möchte daher vielleicht schwerer zu beurtheilen seyn. Sie scheint ganz nur ihren eigenen, mit starkem männlichen Geiste erzeugten Grundsätzen zu folgen, die freilich so leicht den zarten Blüthenstaub der Weiblichkeit abstreifen; aber sie ist kunstlos und wahr, und in jeder Hinsicht über den verdorbenen Geschmack der Zeit erhaben.

Ich bringe die Abendstunden meist bei ihr und meiner kleinen geliebten Julie zu. Könntest Du sehen, mit welcher Liebe und gewissenhaften Sorgfalt sie das anvertraute Kind bewacht; Du würdest künftig nicht mehr ohne Ausnahme die Frauen verdammen, welche man, sehr oft mit Unrecht, die Gelehrten nennt, bloß weil sie dem Leben ein höheres Interesse abgewonnen haben, als der größte Theil ihrer geistig vernachläßigten Mitschwestern. Sie zieht den männlichen Umgang dem weiblichen

vor; aber ihre warme innige Freundschaft für Juliens Mutter, die bei allen mit dieser in Bezug stehenden Veranlassungen unverkennbar hervorleuchtet, zeigt, daß sie auch die vorzüglicheren ihres Geschlechts lieben kann.

Du wirst mancherlei argwöhnische Anmerkungen über den schnell bekehrten Weiberfeind machen. Noch kommen sie aber zu früh. Claudine ist weder fähig, noch weniger geneigt, mein hartes Herz mit Sturm zu erobern. Dazu sind wir Beide zu besonnen; und ein gegenseitiges freundschaftliches Anneigen kann erst in der Folge ein Verhältniß zwischen uns bilden, das schwerlich je zur Liebe werden wird. Alle unsere Affekte, sagt der geniale Schriftsteller Jean Paul, führen ein unvertilgbares Gefühl ihrer Ewigkeit und Ueberschwenglichkeit bei sich. Jede Liebe und jeder Haß, jeder Schmerz und jede Freude fühlen sich ewig und unendlich; und setze ich hinzu: je tiefer und inniggefühlter ein Affekt war, desto tiefer und unvertilgbarer bleibt sein Eindruck. Ich

würde die selbstständige Claudine vielleicht lieben, wenn ich meine hingebende Julie nie gekannt, nie den möglichsten Grad von Empfindungen, deren ich fähig bin, durch sie kennen gelernt hätte. Diese beiden weiblichen Wesen sind so sehr von einander verschieden, daß ich die Eine vergessen, oder nie gekannt haben müßte, um die Andere ungetheilt und mit dem ganzen Umfang meiner Kraft lieben zu können.

Indessen kann der Mensch nie aufhören nach Genuß zu streben, und alle Vorsätze der Resignation haben mein verlangendes Herz noch nicht zu derjenigen Ruhe gebracht, die ich zu haben glaubte, und zu der mich meine Vernunft verweist.

Uberhaupt aber sollte niemand einen Vorsatz fassen, wenn es allen Menschen damit geht, wie mir. Ich bin hiehergereist um die glücklichsten Jahre meines Lebens einmal wieder recht lebhaft aus der Vergangenheit hervorzurufen, meinen hiesigen Aufenthalt nur der

Erinnerung zu weihen, und sehe mich nun, so unerwartet von einer Gegenwart angezogen, die meine Phantasie auf eine wunderliche Weise stört.

Es wäre vielleicht klüger, lieber Bernhard, über diese Herzensanregungen gar nicht zu raisonniren, und das, was der Augenblick anbietet ohne Vor- und Rückblick zu genießen. Allein ich kann dieß nun einmal nicht. Claudinens Geistesvorzüge ziehen mich an; ich möchte immer um sie seyn, aber ich könnte ihr nicht ausschließlich huldigen, ich könnte ihr mein Ideal von schöner Weiblichkeit nicht opfern, mit einem Wort: ich könnte ihr nicht ganz angehören. Ihr Besitz scheint mir wünschenswerth aber nicht vollkommen beglückend.

Morgen reise ich in die benachbarten Gegenden, und werde wohl einige Wochen von hier abwesend seyn. Ich sehne mich nach den wohlbekannten friedlichen Dorfhütten, um mich an der Genügsamkeit ihrer Bewohner zu erquicken, und zur eigenen zu ermahnen.

Nichts stellt in mir die unterbrochene Gemüthsruhe schneller wieder her, als die Natur. Sie lehrt mich das Menschenleben und Treiben vergessen, und macht mich wieder zum Kinde.

Ich habe Claudinen versprechen müssen, wieder nach Genf zurückzukommen (was ich ohnehin wollte) und überhaupt nie, ohne ihr Vorwissen und ohne persönlichen Abschied, mich von ihr zu trennen. Ich thue, setzte sie hinzu, diese Bitte Ihrer selbst wegen, und darf glauben, Sie werden es nie bereuen, sie mir zugestanden zu haben.

Heute wenigstens habe ich keine Lust mir über diese zweideutigen Worte den Kopf zu zerbrechen; denn ich fühle mich reiselustig und — frei.

Leb wohl mein theurer Freund.

Dein

Constantin V...

IV. Brief.

S... d. 1811.

Constantin an Bernhard:

Bei meiner Zurückkunft fand ich deinen lieben theilnehmenden Brief, mit dem Bilde meiner unvergeßlichen Geliebten.

Sey unbesorgt, mein lieber warmer Freund; wozu auch mein häufiger Umgang mit Claudinen am Ende führen mag; sie ist ein edles Wesen, das meiner Liebe wohl werth wäre. Allein sie sucht mich nur als Freund fest zu halten, während sie mich als Anbeter aufs strengste entfernt hält. Ich lasse mir beides gefallen, so lange es gehen will, und wenn es denn nicht mehr geht, das heißt: wenn ich merke daß Du recht haben könntest, so gehe ich selbst. Eine Täuschung mehr oder weniger in meinem Leben — was liegt daran! Wer

einen unersetzlichen Verlust erlitten hat, der verschmerzt einen unbedeutenderen sehr leicht.

Wissen möcht' ich übrigens erst, was Claudine eigentlich mit mir will. Sie scheint einen Plan im Herzen zu tragen, bei dem ich ihr unentbehrlich bin. Aber von welcher Art und Natur er seyn mag, was sie zu diesem doppelsinnigen Anziehen und Zurückstoßen bestimmt, ist mir noch ein Räthsel, das mir aber nicht mehr lange verborgen bleiben soll. Wäre sie eitel und gefallsüchtig, wie die meisten geistreichen oder schönen Frauen es sind, so wüßte ich, wozu ich ihr gut wäre, und hätte mich längst aus der Zahl ihrer Verehrer ausgestrichen; denn mir fehlen alle die erforderlichen Eigenschaften welche jene Männer besitzen, die um solche weibliche Glanzerscheinungen bewundernd umher flattern, bis sie mit verbrannten Flügeln entzaubert zur Erde fallen.

Seit ich wieder von meinen ländlichen Excursionen zurückgekommen bin, habe ich mir

ein abgemessneres kälteres Betragen gegen Claudinen auferlegt, und ich muß, so sehr es auch meine Eigenliebe beleidigt, gestehen, daß sie es mir auf eine scharfsinnige, und doch möcht' ich wieder hinzusetzen, liebevolle Weise, zu erleichtern und mein geistiges Daseyn in beständiger Thätigkeit zu erhalten sucht. Sie weiß mit unglaublicher Gewandheit einen Stoff der Unterhaltung an den andern anzureihen, ungewöhnliche zum Nachdenken reizende Einwürfe zu machen, die hellen Einsichten ihres Verstandes mit genialischen Paradoxien scherzhaft zu mischen, und dann wieder das Wahre mit Klarheit herauszuheben, daß man, sich selbst und die eigenen Wünsche vergessend, dem lieblichen Strom ihres Geistes sich willig dahin gibt.

Nur aus ihrem eigenen Leben hat sie mir noch nichts Zusammenhängendes mitgetheilt. Einzeln hingeworfene Aeußerungen führen mich manchmal auf Vermuthungen, aus denen aber nie ein befriedigendes Ganze wird.

Ich war gestern zum erstenmal in ihrem eigentlichen Wohnzimmer, wo sie sonst von niemand Besuche annimmt, und darf den Zutritt in dieses Heiligthum für eine Auszeichnung halten. Auf ihrem Schreibtisch stand eine meisterhaft schön gearbeitete männliche Büste aus carrarischem Marmor. Ich betrachtete den ausdrucksvollen Kopf lange aufmerksam, und weil ich in den Zügen eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Ihrigen fand, fragte ich: ob es ein Ideal oder eine Abbildung nach dem Leben sey? —

Es ist, antwortete sie mir, ohne alle Verlegenheit, das Bild eines Mannes, den ich als meinen Vater verehrt habe. —

Ich verstand nicht recht, ob sie mir dadurch hatte entdecken, oder verschweigen wollen, daß es ihr Vater sey, ließ mich aber doch nicht abhalten, zu behaupten: es gleiche ihr etwas. — Mein Bruder, der ihn nicht lange vor seinem Tode gesehen hat, meint es auch. —

Das war ihre ganze Antwort, und von dieser ging sie schnell zu anderen Gesprächen über.

Ueber ihren Charakter, über ihre Verhältnisse in der bürgerlichen Welt, haben sich hier mancherlei Gerüchte verbreitet, die aber alle wenig Wahrscheinlichkeit für mich haben. Ihren Reichthum schreibt man ihrer heimlichen Verbindung mit einem sehr vornehmen und bedeutenden Manne zu. Julie soll ihre Tochter seyn, die bis jetzt bei ihrem Bruder war, und für dessen Kind ausgegeben wurde, nun aber bei ihr bleiben wird.

Auf meine Frage: ob die Mutter ihrer kleinen Pflegtochter noch nicht bald zurückkommen werde, antwortete sie mir wieder ganz unbefangen: Sie komme, so bald ihr Bruder, dessen Gesundheitsumstände noch immer höchst bedenklich seyen, im Stande seyn würde, die Rückreise anzutreten.

Ich weiß es mir selbst nicht recht zu erklären, warum ich, den Du so oft wegen eines ungerechten Mißtrauens gegen das schöne

Geschlecht tadeltest, ein so unbedingtes Zutrauen in Claudine setze, warum es mir so durchaus unmöglich ist, an ihren Aussagen zu zweifeln. Sollte mich das Schicksal dafür strafen, und noch im reiferen Alter zum Spielwerk weiblicher Zauberkünste machen wollen!

Du sagst: es ist nichts gefährlicher als geist- und kenntnißreiche Frauen. Sie machen gleichsam ein eigenes Geschlecht aus, für die es keine Pflichten gibt, weil die des Weibes ihnen zu kleinlich, die des Mannes aber zu ernst und ihrem Charakter zu sehr entgegengesetzt sind. Ich will deiner Behauptung nicht widersprechen; aber nach meiner lebendigsten Ueberzeugung gehört Claudine durchaus nicht unter diese schwankende Classe. Sie wird von einem strengen Pflichtgefühl geleitet, sie ehrt ihre Bestimmung als Weib, und weiß sie zu veredeln, ohne ihre Gränzen zu verletzen.

Ich sehe, wie Deine Luise über den verliebten Lobredner lächelt. Mein nächster Brief

möge entscheiden, ob sie ein Recht dazu gehabt hat.

Leb wohl, Du glücklich befriedigter Gatte!

Bis jetzt noch, Dein unveränderter

Constantin V....

V. Brief.

Mai 1811.

Constantin an Bernhard.

Ich schloß gestern meinen Brief an Dich, in keiner ganz heiteren Stimmung, und wollte, in der Absicht, meine üble Laune zu verbannen, vom Schreibtisch zu Claudine gehen, war aber dießmal offenbar zur unrechten Stunde gekommen. Ob es gleich schon dämmerte; so hatte ich doch bestimmt genug, eine, in einen Mantel gehüllte männliche Gestalt, kurz vor mir in ihr Haus hinein gehen sehen. Nach

der Größe und dem Gang derselben, vermuthete ich, es seye mein Universitätsfreund Sendoval, der in diesen Tagen nach Genf zurückkommen sollte. Erfreut über diese angenehme Vermuthung, eilte ich ihm nach, wurde aber zu meiner nicht geringen Verwunderung, zum erstenmal von dem Bedienten zurückgewiesen, weil, wie er mir sehr höflich versicherte, seine Gebieterin nicht zu Hause sey. Ich machte eine gleichgültige Miene zu dem ungleichgültigen Zufall und — ging; entfernte mich aber nicht aus der Straße, um wenigstens zu erfahren, wann der Frühergekommene wieder weggehen würde. Ich konnte es nicht abwarten. Die Stunde des Abendessens hatte längst geschlagen; und so begab ich mich am Ende mißmuthiger als ich gekommen war, wieder nach Hause. Meine belachenswerthe Eifersucht und meine lange Abendpromenade lehrte mich die Unkunde meines eigenen Herzens einsehen, und ich will Dir nun freimüthig bekennen, was Du ohnehin schon glaubst: daß ich wirk-

lich auf dem Wege — aber auch nur auf dem Wege war — Claudinens Liebhaber zu werden, und daß mein unerwartetes Zusammentreffen mit einem Andern, nicht unter meine glücklichsten Momente gehört. Indessen ist es mir lieb, daß meine verworrene Neigung mir dadurch deutlicher geworden ist, und um dieser Neigung, je eher je besser ein passenderes Beiwort vorsetzen zu können, ging ich heute früh wieder zu ihr.

Sie hatte eben einen Brief von Juliens Mutter erhalten, welcher sie sehr ernsthaft zu beschäftigen schien.

Ich komme, redete ich sie an, um von Ihnen Abschied zu nehmen. — Sie erschrak in der That, faßte sich aber schnell, und sagte mit einer wehmüthigen Freundlichkeit: Sie haben mir versprochen, die Zurückkunft meiner Freundin hier abzuwarten, und werden doch ihr Wort nicht zurücknehmen, wenn ich Ihnen sage, daß sie, nach den eben von ihr

eingelaufenen Nachrichten, in sehr kurzer Zeit bei mir eintreffen wird. —

Haben Sie, fragte ich etwas empfindlich, wirklich geglaubt, die Ankunft Ihrer Freundin, die bis jetzt der unschuldige Vorwand meines verlängerten Aufenthalts seyn mußte, habe mich hier festgehalten; so mögen Sie aus dieser Frage auf die Nichtigkeit jenes Vorwandes schließen. —

Wenn ich Sie aber bitte, dringend bitte, beschwöre, bei allem was Ihnen je theuer war, und ist, nur noch so lange zu bleiben, bis der nächste Brief meiner Freundin mir meldet, an welchem Tage ich sie erwarten darf? — Meine Bestellungen sind gemacht, antwortete ich kalt, ich reise Morgen unabänderlich gewiß. Sie haben diese unsichtbare Freundin indeß auf eine geheimnißvolle Weise zwischen uns gestellt; verlangen Sie auch noch, daß ich warte bis sie mich sichtbar bei Ihnen verdrängt? (ich wollte damit auf den unsichtbaren Nebenbuhler anspielen.)

Das eben nicht, antwortete sie, völlig unbefangen scheinend; denn ich könnte leicht zu befürchten haben, durch sie verdrängt zu werden; wenn ich in solchen Fällen nicht immer das Beste hoffte. — Dieser unzeitige Scherz kränkte mich.

Claudine, sagte ich, ich rede heute wahrscheinlich zum Letztenmale mit Ihnen; denn ich werde so bald keine zweite Reise in eine Gegend machen, aus der ich mich mit sehr gemischten Erinnerungen entferne. Sie sind scharfsichtig genug, um zu wissen, was mich hier festhielt. Lassen Sie aber auch meinem Verstande Gerechtigkeit widerfahren, und halten Sie mich nicht länger für einen Menschen, der sich durch eine zweideutige Nebelgestalt beherrschen läßt. —

Ich muß Ihnen, versetzte sie, diese ungerechte Bitterkeit verzeihen, bis es mir erlaubt seyn wird, mich völlig zu rechtfertigen. —

Wie? fragte ich, nicht einmal eine, auch nur halb erklärende Entschuldigung (auf Recht-

fertigung wage ich ohnehin keinen Anspruch) soll künftig meinem Andenken an Sie, eine täuschende Beruhigung beimischen? Wenn Sie das Wort Freundschaft je mit Achtung vor seiner Bedeutung gegen mich ausgesprochen haben, wie können Sie mir eine so kleine Bitte beim Abschied versagen? Eine Bitte, die zu erfüllen Ihrem vielseitigen Geschlecht ja so leicht wird, weil es gewohnt ist, mit den Hoffnungen anderer, wie mit seinen eigenen flüchtigen Empfindungen zu spielen. —

Ich will ihrem Mißtrauen Freimüthigkeit entgegensetzen, antwortete sie imponierend; ja, ich habe in einem gewissen Sinne mit Ihnen, nie aber mit Empfindungen gespielt. —

Und welchen Glauben soll dieses sophistisch-ausweichende Geständniß in meiner Seele hervorzaubern? fragte ich, in einem verächtlich kalten Tone. —

Es soll, antwortete sie mit unerschütterlicher Freundlichkeit und Güte, es soll Sie bewegen, das Ende dieses wohlgemeinten Spie-

les abzuwarten. Ein höchst wahrscheinlich bald eintretendes Ereigniß, dem ich jedoch mit Thränen entgegensehe, wird unser Verhältniß zu einer erfreulichen Klarheit bringen: Ich wünschte, nicht so zweideutig scheinend reden zu müssen; ich wünschte Sie könnten dieses Ereigniß ahnen, aber noch darf ich es nicht deutlicher bezeichnen, bis — bis ich Sie völlig überzeugen kann, daß ich Ihres Zutrauens und Ihrer Freundschaft werth bin. —

Dieses mystische künstlich aufgeschraubte Bekenntniß würde mich vielleicht noch einige Zeit im Irrthum gehalten haben, hätte mir der Besuch von gestern Abend nicht einen Aufschluß gegeben, von dem Claudine freilich nichts wissen konnte. Was ist deutlicher und wahrscheinlicher, oder vielmehr gewisser, als daß ich hingehalten werden sollte, bis ein freiwilliges oder abgedrungenes Entsagen von Seiten ihres früheren Liebhabers, oder ihres eigenen Herzens, über die Möglichkeit einer neuen Wahl entschieden haben würde.

Meine Liebe hatte durch diese Betrachtung alles Poetische verloren, und sank zu einem gemeinen Tauschhandel herab.

Ich that, was ich immer thue, wenn die Gegenwart eines Wesens mir beunruhigend und fremd wird; ich eilte aus ihrer Nähe. Vergessen Sie nicht, sagte ich ihr, um doch nicht ganz stumm von ihr zu scheiden, mich wissen zu lassen, wann und in welcher Eigenschaft ich wieder vor Ihnen erscheinen darf, ließ ihr aber keine Zeit zu einer Antwort, um ihr zu beweisen, daß ich weder eine erwarte, noch wünsche, und so verließ ich in gerechtem Stolze und, wie ich glaube, völlig von meiner Thorheit geheilt, ihr Haus.

Sie muß es geahnet haben, daß ich entschlossen bin, ihr Haus nie wieder zu betreten. Eine halbe Stunde nachher brachte mir ihr Bedienter einen Brief, den ich unerbrochen wieder zurückschickte. Ich behandelte die Geschichte als völlig geendigt, und wollte mit aller Gemächlichkeit, erst am andern Mittag abreisen,

um den Schauplatz meiner Kindheit und Jugend noch einmal zu durchwandern, und die Bilder früherer Erinnerungen wieder lebhaft in meine Seele aufzunehmen.

Abends gegen 6. Uhr kam die kleine Julie, und legte, wie es schien, denselben Brief, mit einem bittenden Blick in meine Hände. Die Erscheinung dieses lieblichen Kindes that meinem Herzen recht wohl. War es Zufall oder Absicht, daß sie genau so gekleidet war, wie Julie in dem Bilde, das Du mir vor einigen Wochen zuschicktest. Ich besann mich nicht deutlich darüber, wem ich es dankbar zuschreiben sollte, schloß das geliebte Kind in meine Arme, und gelobte mir feierlich, keine andere Gestalt mehr zu lieben.

Du sollst, sagte die Kleine schmeichelnd, dieß Briefchen lesen, und mir eine Antwort mitgeben oder versprechen, daß Du Morgen zu meiner guten Tante kommen willst. Willst Du es thun, sagte sie noch einmal mit bittend aufgehobenen Händchen? Ja, ich will Mor=

gen antworten, erwiederte ich, wenn Du noch ein Weilchen bei mir bleibst. — Ich konnte das kleine liebliche Wesen nicht so schnell von mir lassen, und schickte den Bedienten allein mit dieser vorläufigen Antwort zurück. Mein Entschluß war zu fest, als daß dieser neue Versuch mich festzuhalten, mich hätte wankend machen können. Ja er wurde sogar durch die Gegenwart meiner verjüngten Julie noch fester. Ihr gab ich mich ganz hin. Ich zeigte ihr Bilder, baute ihr Kartenhäuser, ließ meinen Pudel seine Künste machen, holte ihr mein Ringkästchen, und bat sie, sich einen davon auszusuchen. Sie wählte einen schönen kostbaren Brillantring aus dem Nachlasse meiner Stiefmutter. Es war mir nicht ganz recht, daß ihre Wahl gerade auf diesen gefallen war, doch wollte ich ihr keinen andern aufdringen. Wenn meine Julie noch lebt, so wird sie mir verzeihen, daß ich ihr Eigenthum an ihr Ebenbild verschenkt habe.

Während das Kind noch bei mir war, ließ

ich durch meinen Bedienten in aller Stille einpacken, bezahlte meine Rechnung, legte ein verbindliches Abschiedsbillet zu Claudinens uneröffneten Brief, versiegelte Beides, und ehe ich in den Wagen stieg, übergab ich es meinem Wirth zur weiteren Besorgung.

Ich bin nehmlich, nachdem ich vorher die kleine Julie bis an ihr Haus gebracht hatte, noch an demselben Abend von Genf abgereist, und diesen schnellen Entschluß werdet Ihr Beyde nicht tadeln.

Noch habe ich aber nicht im Sinne, meine Rückreise zu Dir anzutreten. Ich weiß gegenwärtig nichts Gescheideres mit meinem Leben anzufangen, als neue Gegenden zu sehen, und das vorübergehende Menschenvolk mit seinen zur Schau gestellten Tugenden nur flüchtig zu betrachten, wie einer der ohne Absicht und Bedürfniß etwas zu kaufen, auf einem Markt herumläuft. Auch dieser Zustand hat seine Reize, wenn man so, wie ich, aus

vollem Herzen singen kann: ich hab mein Sach' auf nichts gestellt.

In Bonneville fand ich unvermuthet meinen Freund Sendoval, den ich, seit wir miteinander die Universität G... verlassen haben, nicht wieder gesehen habe. Er war mir hieher nachgereist, und will einige Tage mit mir hier zubringen, was mir recht angenehm ist.

Beiläufig muß ich Dir noch sagen, daß er höchst wahrscheinlich nicht derjenige war, welchen ich für meinen Nebenbuhler hielt. Er gedenkt in einigen Wochen nach Marseille zu reisen, und wünscht sehr, daß ich diese Reise mit ihm machen möchte; was ich wahrscheinlich thun werde, wäre es auch nur um vielleicht die Meinige mit einem Abenteuer anderer Art als das in Genf, zu beschließen.

Unter allen Umständen aber werde ich, früher oder später, als Dein unwandelbarer Freund,

mit dem wenigen Guten, das an mir ist, in Dein Haus und in Deine Arme zurückkehren.

Lebe wohl mein Lieber, umarme Deine vortreffliche Luise in meinem Namen.

Dein

Constantin V...

VI. Brief.

B. Juni 1811.

Constantin an Bernhard.

Wenn ich nicht auch noch abergläubisch werden soll, so muß ich den vaterländischen Boden verlassen.

Ich habe gestern mit meinem Freund Sendoval einen herrlichen Tag, einen entzückenden Abend verlebt. Wir machten noch bis spät in die Nacht hinein eine Spazierfahrt auf dem Wasser. Mir war so innig wohl, in dem genußreichen Anschauen des reinen fast unbeweg-

lichen Naturgemäldes einer göttlich schönen Nacht. Die Empfindung der Ruhe war meinem Herzen so nothwendig, und ich genoß sie in vollem Maaße. Ich war der Menschenwelt entrückt, mein ganzes inneres Dasein hob und drängte sich aufwärts in eine ahnungsvolle Unendlichkeit, wo meine Zukunft in glänzenden Träumen vorüberzog, wo die verklärte Gestalt meiner Julie mir tröstend und liebend zuwinkte.

Die Erinnerung an Claudine war immer tiefer in den Hintergrund meines Lebens zurückgetreten. Ein possenhafter Zufall, den ich meinen schwarzen Genius nennen möchte, hob diese Schattengestalt wieder hervor, und stellte sie magisch beleuchtet vor meine Sinne.

Du sollst hören, wie dieß zuging.

Als ich mit Sendoval, von der schönen Wasserfahrt zurückkommend, durch den Hof unseres ländlichen Wirthshauses ging, fanden wir unter einer großen Linde, dem gewöhnlichen Versammlungsplatz der sämmtlichen Dienerschaft, unsere beiden Bedienten, welche,

neugierig ihr künftiges Schicksal voraus zu wissen, den Wahrsagersprüchen einer Zigeunerin zuhörten, und ihr glaubig ihre Hände vorzeigten, um zu hören, was ein gutes oder schlimmes Geschick für sie hineingezeichnet hatte. Die Frau saß auf einer niedrigen Bank, zu ihrer linken Seite stand eine Lampe auf der Erde, welche die Hände ihrer glaubigen Zuhörer und den untern Theil ihres Gesichts schwach beleuchtete.

Ich hatte gar keine Lust, diese profane Cassandra näher zu betrachten; mein Begleiter aber, neugieriger als ich, faßte mich bei dem Arm, und sagte, indem er mich nach der Linde zog: laß uns doch sehen, was es hier gibt. Etwas sehr alltägliches, antwortete ich verdrießlich, ein paar Männer, die von einem Weibe betrogen werden. — Nun, versetzte er, so etwas ist immer lustig anzusehen. Mir kam es so wenig lustig vor, daß ich mich fast ärgerlich umdrehte, und auf eine entgegengesetzte Bank hinter der Linde setzte, um mich

indessen vom Monde bescheinen zu lassen, und den Bewegungen der über ihn hinwegziehenden Gewitterwolken zuzusehen.

Mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, achtete ich gar nicht auf die Weissagungen, welche hinter meinem Rücken ausgesprochen wurden, bis die Sprecherin auf einmal mit stärkerer Stimme, und mit einem Tone zu reden anfing, der mich unwillkührlich zur Aufmerksamkeit reizte. Ihr sonderbarer Freund hinter der Linde, sagte sie zu Sendoval, mag sein Schicksal nicht aus dem Munde einer geringen Frau erfahren. Er thut sehr Unrecht, denn ihm könnte ich viel wichtigere Dinge verkünden, als Ihnen. — Ohne in seine Hände gesehen zu haben? fragte sie mein Freund, spöttisch lachend. — Bei gewissen Menschen, antwortete sie, deren Laufbahn sich außerhalb der festgetretenen Spur der Gewöhnlichkeit hinzieht, brauche ich das nicht. Er hat zweimal in seinem Leben einen wirklichen, und kürzlich noch einen scheinbaren

Verlust erlitten; diese drei wichtigen Ereignisse seines Lebens. haben mir seine Gesichtszüge beim ersten flüchtigen Anblick verrathen.

Mehr ärgerlich über mich, als über die zuvorkommende Sprecherin, der es mit so wenigen Worten gelungen war, mich aus meiner erhabenen Stimmung herabzuziehen, stand ich auf, um sie doch näher zu betrachten, und meinen unglaubigen Spott über sie zu ergießen. Ich hätte dieß nicht versuchen sollen; denn ihre Gestalt imponirte mir noch mehr als ihre Reden; doch war ich klug genug, es nicht so ehrlich zu bekennen, wie gegen Dich. Sie war phantastisch gekleidet. Ein hochrothes Tuch in orientalischem Geschmack um den Kopf gewunden, eine schwarze, bis an den Hals hinaufreichende Jacke von Sammet, mit weiten zugeknöpften Aermeln, ein sehr langer faltenreicher Rock von gleicher Farbe, und ein mattgelber seidener Shawl, der über der Brust geschlungen war, und dessen vorn herabhängende Enden mit schwarzen Charac-

teren wunderlich verziert waren, gaben ihr wirklich das Ansehen einer idealisirten Hexe von Endor. Es fehlte nichts mehr als die rothen Strümpfe, statt dieser trug sie gewöhnliche schwarze Mannsstiefel, die ihren großen starken Körperbau noch auffallender machten.

Nun, sagte ich verächtlich spottend, indem ich die am Boden stehende Lampe in die Höhe hielt, wenn meine vergangenen Schicksale auf meiner Stirne eingegraben sind, so wird wohl auch meine Zukunft nicht vergessen seyn? — Gewiß nicht, antwortete sie, und zwar mit festgeschlossenen Augen. Sie erhob sich zugleich von ihrem Sitze, und setzte mich durch ihre ungewöhnliche Größe noch mehr in Erstaunen. Gewiß nicht, sagte sie noch einmal, ich habe sie völlig durchschaut. Der Tod gewährt Ihnen Ihren höchsten Wunsch, nicht jenseits des Lebens, sondern disseits. — Ein wahrer Orakelspruch, versetzte ich, hätten wir nur auch gleich einen Priester, der ihn zu deuten verstände. — Nur eine Priesterin, ent-

gegnete sie, vermag ihn zu deuten, warum haben Sie ihrem mißtrauischen Herzen gefolgt, und ihre schriftlichen Offenbarungen uneröffnet gelassen. — Ja so — sagte ich, rieb mir die Stirne und affectirte ein glaubiges Erstaunen, um sie desto gewisser irre zu machen, ich werde sie noch heute eröffnen. — Ich weiß zu gut, daß Sie dieß, in diesem Augenblick für unmöglich halten, erwiederte sie, und es gehörte auch wirklich eine Art von Wunder dazu, um es möglich zu machen. Indessen werden Sie sich noch in dieser Nacht überzeugen können, ob ich wahr geredet habe. Oeffnen Sie in der zwölften Stunde Ihr Portefeuille; Sie werden bei dem Bilde einer geliebten Schwester ein Blättchen finden; wenn Sie es gelesen und dann noch Lust haben, meiner Kunst zu spotten, so sollen Sie mich morgen Abend um diese Zeit, unter dieser Linde wieder treffen.

Nachdem sie dieß gesprochen hatte, entfernte sie sich langsam; als sie aber bemerkte,

daß ich ihr nachfolgte, kehrte sie wieder um, und blieb unter der Linde stehen. In dem Augenblick geschah ein heftiger Donnerschlag. Ich hatte schon lange in der Ferne donnern gehört, und doch machte dieses natürliche Ereigniß jetzt einen sonderbaren Eindruck auf mich. Nicht als ob ich so schwach und abergläubisch gewesen wäre, diesen Donnerschlag für eine Wirkung ihrer Zauberkünste zu halten, an die ich nicht glaubte, und für welche ich schon eine Erklärung gefunden hatte, indem ich das Weib für eine von Claudinen abgesandte Kreatur hielt, sondern weil er der Hexe so gefällig zu Hülfe gekommen war, und sie ihn so glücklich zu benutzen wußte. Wir stehen hier nicht gut, sagte sie mit sichtbarer Angst, eilen Sie in ihr Zimmer; wenn Sie das bewußte Blatt durch Ihren Unglauben nicht verlieren wollen, und wenn Ihnen Ihr eigenes Glück lieb ist so bleiben Sie in dieser Gegend, bis ich Ihnen zum zweitenmal erscheinen werde.

Ich hätte nicht gedacht, rief mir Sendoval

scherzend zu, daß dieses nächtliche Possen-spiel gerade den Unglaubigsten unter uns so anziehen würde. Komm, ich bitte dich, du wirst doch die arme Frau nicht verfolgen und uns lächerlich machen wollen. — Ich fand seinen Spott gerecht und ging. Es wurde mir immer wahrscheinlicher, daß Claudine mit im Spiele sey, und mich auf diese unwürdige Art wieder nach Genf locken wollte, und ich ärgerte mich aufs neue, daß ich mich auch nur einen Augenblick hatte darein verwickeln lassen.

Kaum waren wir auf unserem Zimmer, so erhob sich ein heftiger Sturm. Das Gewitter brach mit einer fürchterlichen Gewalt los, und wenige Minuten nachher, schoß ein Blitzstrahl an der bewußten Linde nieder, und zersplitterte einen ihrer breiten Aeste, gerade an der Seite wo wir gestanden hatten.

Heute bewährt sich an uns, sagte Sendoval betroffen, was der demüthige Gordon in Schillers Wallenstein zu dem unglaubigen

schwachen Helden sagt: Oft kommt ein guter Rath aus schlechtem Munde. Unsere Prophetin hat es doch wenigstens gut mit uns gemeint.

Ich war nicht minder betroffen wie er, und wußte nicht gleich, was ich sagen sollte. Nach einer nachdenklichen Pause, fragte ich ihn, wie er sich den wunderartigen Vorfall erkläre. — Ich, versetzte er, versuche es nie, Dinge, die mir unerklärlich scheinen, erklären zu wollen, und bin in solchen Fällen immer der Glaubigste und Unglaubigste. Auch ist ein Wunder so etwas hübsches, daß es Schade wäre, wenn es sich sogleich erklären ließe, weil es dadurch aufhörte ein Wunder zu seyn.

Es schlug eben zwölf, und Sendoval erinnerte mich, meine Brieftasche zu öffnen, um zu sehen, ob etwa auch noch ein zweites Wunder nachfolge. —

Ich that es, und fand wirklich bei dem Bilde meiner Julie einen Zettel von einer

mir unbekannten Hand geschrieben, worauf Folgendes stand:

„Eine Verlorne beweinst du und wähnest ein Räthsel zu lieben;
Kehre zum Letzten zurück, findest du Wahrheit und Glück.“

Ich habe Claudinen wohl öfter von meiner verlornen Schwester erzählt, aber ich erinnere mich nicht, ihr gesagt zu haben, daß ich ein Bild von ihr besitze. Ich habe ferner mein Portefeuille, seit ich Genf verlassen habe, nicht geöffnet; es lag in meinem Reisepult, das ich aber immer abschloß, wann ich ausging. Außer Sendoval war niemand in mein Zimmer gekommen.

Liegt etwa für dich ein Sinn in diesen räthselhaften Zeilen, fragte mich mein Freund, dem ich noch nichts von meinem neuesten Liebesabenteuer vertraut hatte, weil ich, außer dir, vor niemand als ein abgewießener Lieb-

haber erscheinen wollte. Um ihm so viel Aufschluß über die Sache zu geben, als ich konnte, erzählte ich ihm jetzt die ganze Geschichte, von meinem ersten Zusammentreffen mit Claudine, bis auf meine schnelle Abreise von Genf, die er sehr ernstlich tadelte, weil er Claudine selbst, und zwar, wie er meint, von einer sehr vortheilhaften Seite kennen gelernt habe. — Ich entgegnete ihm, wie unedel das Mittel sey, (denn noch glaube ich sie im Einverständniß mit der Wahrsagerin) dessen sie sich bedient habe, um mich in ihre Fesseln zurückzulocken, wie alles Gute, das ich früher an ihr geschätzt hätte, mir schon dadurch allein eben so zweideutig geworden sey, wie das ganze Geschlecht, zu dem sie gehöre. Auch erwähnte ich meines unbekannten Nebenbuhlers, dem sie wahrscheinlich eben so übel mitspiele, als mir. Er hatte besonders gegen diese letzte Behauptung viel einzuwenden, und beharrte fest darauf: daß wenn Claudine irgend eine Absicht mit mir habe, so könne es nur eine

gute und edle seyn, wozu sie sich gewiß keiner Zigeunerin bedienen würde.

Wenn er mich auch nicht völlig zu seinem Glauben bekehrte, so bewirkte er wenigstens so viel, daß ich wieder ohne Bitterkeit an sie denken konnte, und wenigstens die Möglichkeit zugab, das Räthsel könne sich vielleicht noch auf eine, für ihren Charakter weniger nachtheilige Weise, aufklären.

Unter diesen wunderlichen Zuständen, ist indessen der Entschluß, meinen Freund nach Marseille zu begleiten, zur Reife gekommen. Er erwartet nur noch Briefe und Wechsel aus Genf, die, eingetretener Hindernisse wegen, noch mehrere Wochen ausbleiben können. Da es mir hier gefällt, so bin ichs zufrieden, und will es mir gern gefallen lassen, vielleicht noch ferner von den vergeblichen Einwirkungen einer im großen Styl coquetten Frau gestört zu werden. Für mein Herz ist dabei nichts mehr zu fürchten. Ich habe Claudine mehr geschätzt und bewundert, als geliebt,

sonst würde ich die Binde, die von meinen Augen gefallen ist, nicht mit so vieler Gemüthsruhe betrachten, mich nicht so aufrichtig meines wieder frei gewordenen Blickes erfreuen.

Gute Nacht, mein theurer lieber Freund. Möge mich das Andenken an meine erste Liebe in das Reich der Träume hinübertragen; allen andern angenehmen Täuschungen habe ich für immer entsagt. Grüße mir Deine herrliche Luise.

Dein

Constantin B...

VII. Brief.

im Juli 1811.

Constantin an Bernhard.

So sehr ich auch befürchte, Dir, mein geliebter Bernhard, mit meiner Schwatzhaftigkeit, die sich immer um denselben wunderlichen Gegenstand herumdreht, lästig zu werden, so wenig vermag ich, sie zu unterdrücken.

Nachdem ich, aufgehalten durch meinen Freund, 4 volle Wochen in Bonneville ruhig verträumt, vielleicht auch verloren habe, bin ich, ohne mein thätiges Zuthun wieder in Genf angelangt; und dennoch ist mir's, als ob ich mich bei dir zu entschuldigen hätte, Deinem Rath, mich ungesäumt von Claudinen zu entfernen, nicht gefolgt zu haben.

Sendoval ließ mir keine Ruhe; er wollte, um unsere Reise nach Marseille nicht noch länger verzögern zu müssen, seine Wechselangelegenheiten selbst betreiben, oder sich auf eine andere Art das erforderliche Reisegeld verschaffen, und ich sollte und mußte mit; ich sollte, nur noch zwei Tage lang, mit einem unbefangenen Herzen erwarten, auf welche Weise die entzückenden Glücksverheißungen, mit welchen ich, aus einem doch nicht so ganz unglaubwürdigen Munde, an Claudine gewiesen war, in Erfüllung gehen würden.

Warum soll ich Dir's nicht gestehen, daß mich doch eine geheime Neugierde, vielleicht

auch ein mir selbst nicht deutlich bewußtes Verlangen, Claudine vor meiner Abreise noch einmal zu sehen, geneigt machte, seinen dringenden Ueberredungen nachzugeben.

Wir fuhren unter einem freundlichen Himmel, unter den heitersten Gesprächen nach Genf ab, und in wenigen Stunden befand ich mich wieder, von allen früheren Erinnerungen lebhaft begrüßt, in meinem alten Eckstübchen, das mir glücklicherweise ein so eben abreisender Gast geräumt hatte.

Könnte ich Dir doch beschreiben, wie mir zu Muthe war, wie der Gedanke an meine erste einzige Liebe jeden andern verdrängte, wie der Wunsch Claudinen wiederzusehen, mit jedem Augenblick schwächer wurde.

Mein Freund mußte mich verlassen, um seine Geschäfte bald möglichst abzuthun, und wünschte mich diesen Abend bei Claudinen zu treffen. Ich sagte ihm, daß ich für heute wohl schwerlich ausgehen, und überhaupt ohne eine ausdrückliche Einladung von Fräulein Lesko

nie wieder ihre Schwelle betreten würde. Er drückte mir im Weggehen heiter lächelnd die Hand, und sagte: Wir werden uns doch bei ihr wiedersehen.

Ich war jetzt allein, konnte meinen genauen Herzensprüfungen ungestört nachhängen, und merkte immer deutlicher, wie es mit mir stand; wie ich meine angebornen Eigenschaften mit meinen im Leben erworbenen Ansichten, meine Wünsche mit meinen Bedürfnissen, verwechselt, und mich dadurch in einen Zustand der Verworrenheit versetzt hatte. Die Welt täuscht uns fast immer durch uns selbst. Wir glauben oft mit einem Wesen zu sympatisieren, das völlig von uns verschieden ist. Wir halten oft Regungen für Empfindungen, Sinnenreiz für Liebe, Bewunderung für Achtung, und verstricken uns in diesem unhaltbaren Netze schön klingender Worte, bis die Wahrheit sich über uns erbarmt und das selbsttäuschende Gewebe, oft leider nur zu spät zernichtet. Bei mir war es wenigstens

nicht zu spät; davon wird Dich der Schluß dieses Briefes überzeugen.

Ich blieb den ganzen Tag allein zu Hause. Nach 6 Uhr erhielt ich ein Billet von Sendoval, worin er mich ersuchte, diesen Abend in dem *** Garten, den sein jüngerer Bruder kürzlich gekauft hatte, mit ihm zu speisen, wohin er aber, dringender Geschäfte wegen, erst gegen 9 Uhr kommen würde.

Ich ging etwas früher hin, setzte mich, ihn erwartend, in einen abgelegenen Pavillon, und zog meine Brieftasche hervor, die ich, seit es darin gespukt hatte, immer bei mir trug.

Nicht lange nachher öffnete sich die Thüre, und eine weibliche dicht verschleierte Gestalt, in schwarzer Trauerkleidung trat zu mir herein.

Ich habe Ihnen versprochen, redete sie mich an, Ihnen noch einmal zu erscheinen. Sie werden mich heute leichter wieder erkennen, als an jenem Abend unter der Linde. Bei diesen Worten warf sie ihren Schleier zurück, und erstaunt erkannte ich Claudinens

Gesicht, aber nicht ihre Figur, diese schien mir größer, schien mir fast der Prophetin abgeborgt zu seyn.

Diese Erscheinung machte mich ganz verwirrt, weil ich für sie nicht so schnell eine Erklärung finden konnte, wie damals für die Erste. Ich betrachtete sie ohne ein Wort zu sprechen, endlich besann ich mich auf ein wohl bekanntes Kennzeichen an Claudinens linker Hand, streifte ihr rasch den Handschuh ab, und fand zu meinem Erstaunen dasselbe Mahl oben über der Hand. Meine Zweifel bemerkend, fragte sie: ob ich noch immer zweifle, daß sie es sey; und, wenn sie es nicht wäre, für wen ich sie denn halten wollte?

Bei Gott, antwortete ich, ich weiß es nicht, wofür ich Sie in diesem Augenblick halten soll. —

Ich will es Ihnen sagen, versetzte sie freundlich, aber in einem wehmüthigen Tone. Halten Sie mich für Ihre Freundin, die Sie glücklich machen möchte und — fügte sie zö-

gernd hinzu — könnte, wenn Sie mich überzeugen können, daß Sie Ihrer ersten Liebe die Meinige vorziehen, daß Sie, auch neben Julie, mich wählen würden. —

Und warum, fragte ich betroffen, über so viele Umschweife, warum wenn Sie wirklich Claudine sind, haben Sie eine so ungewöhnliche Einleitung zu einer Frage gewählt, zu der ich Ihnen so oft die natürlichste Veranlassung gegeben habe? —

Glauben Sie an mein weissagendes Talent, fragte sie feierlich. —

Ich war jetzt entschlossen, mich ihren phantastischen Spielereien, in denen sie meinem Herzen so wenig gefährlich war, willig hinzugeben. Die Augen fingen mir an über mancherlei immer mehr aufzugehen, besonders bemerkte ich, daß ihre mir vergrößert scheinende Gestalt, nur von einem erhöhten Kopfputz herkam. — Wenn Sie es wünschen, antwortete ich gleichgültig, so will ich so lange ich noch Ihren Einwirkungen ausgesetzt seyn

werde, meiner Vernunft spotten und ja sagen. — Wenn Sie daran glauben, fuhr sie fort, auch nur so lange als sich Ihre Vernunft den Spott gefallen läßt, so müssen Sie mir auch glauben, daß ich einen tiefen Blick in Ihr Herz gethan habe, das sich nur zu mir verirrt hatte, und mit erhöhter Sehnsucht, mit verjüngter Neigung wieder zu einer früheren unvergeßlichen Liebe zurückgekehrt ist. —

Jetzt glaubte ich den Zweck dieser unedlen Comödie entdeckt zu haben, und in diesem Sinne bekannte ich ihr: sie habe mich, mit, oder ohne Wunder, durchschaut. — Segnen Sie meine Kunst, erwiederte sie; Sie hat Sie gerettet, und zur Strafe für ihr Mißtrauen verweisen Sie Ihre gepriesene Vernunft nur noch so lange zur Unthätigkeit, als ich Ihres unbedingten Glaubens an mich bedarf. Aber nicht meine Kunst allein, auch mich sollen Sie als Ihren Schutzengel segnen. Nennen Sie mir Ihren höchsten Wunsch, und glauben Sie an dessen Gewährung, sie möge Ihnen auch

noch so unmöglich scheinen. — Ich glaubte noch immer, sie wünsche das Bekenntniß meiner ungetheilten Liebe für sie zu hören; aber ihr künstliches Spiel hatte mein Herz ganz von ihr abgewendet. Ich nahm Juliens Bild, es mit Innbrunst an mein Herz drückend, und sagte: nur diesem himmlisch reinen Wesen ist einzig meine ewige Anbetung geweiht.

Sie hörte dieß Bekenntniß mit einer Freude, ja mit einem Entzücken, wodurch das ganze Gebäude meiner argwöhnischen Muthmaßungen mit eimmal zusammenstürzte.

Mein Geschäft ist nun abgethan, sagte sie, mich wohlwollend bei der Hand fassend, und führte mich in einen dichten Seitengang des Gartens, wo Sendoval meiner wartete. Sorgen Sie dafür, sprach sie zu diesem, daß sich kein neuer Zweifel, kein neuer Unglaube in das Herz Ihres Freundes einschleiche. Morgen werden wir uns alle in unserer wahren Gestalt wiedersehen. Hierauf ließ sie sich von Sendoval bis an ihren vor dem Garten wartenden Wagen be=

gleiten. Auch wir gingen bald, und in einer seltsamen Stimmung nach Haus. Morgen also soll ich erfahren, was aus unserem veränderten Verhältniß hervorgehen wird. Bis dahin lebe wohl, und sey unbesorgt über deinen

Freund Constantin V...

VIII. Brief.

Constantin an Bernhard.

G.. 1811.

Mein theurer Freund!

Meinem gestrigen Schreiben an dich, folgt heute schon der fortsetzende Schluß nach.

Als ich diesen Morgen erwachte, fand ich folgenden, von Juliens Hand an mich überschriebenen Brief auf meinem Tische liegen.

»Heute, mein geliebter Constantin, sind »es gerade 9 Jahre, daß ich Dich und mein

»mütterliches Haus verlassen, und allen »glücklichen Lebenshoffnungen für immer »entsagt habe. Ich glaubte Dich nur jen»seits des Grabes wiederzufinden.

»Durch eine wunderbare Schickung bist »Du mit einer Freundin zusammengeführt »worden, die seit meiner schrecklichen Ver»lassenheit mein einziger Schutz, meine »einzige Vertraute war. — Die strafbare »Neigung eines verirrten Mannes, den »ich nicht vor dir nennen darf, nöthigte »mich aus unserem unglücksvollen Hause zu »entfliehen. Den Grund meiner Flucht »durfte ich weder Dir noch meiner armen »Mutter entdecken; ich mußte für Euch »alle, und wie ich damals glaubte, für »immer verschwinden. Ob meine Mutter das »Schreckliche geahnet hat, weiß ich nicht; »aber ich dankte Gott, als ich endlich durch »Zufall erfuhr, daß er sie von der Welt »hinweggenommen, wie ich ihm danke,

„daß er mich aus einer verzweiflungsvollen
„Lage gerettet hat.

„In der Pensionsanstalt zu *** wo
„ich von meinem achten bis ins fünfzehnte
„Jahr war, lernte ich Claudine Lesko ken=
„nen, verehren und lieben. Ihr schönes
„Beispiel ermunterte mich früh zu allem
„Guten. Ihr ausgebildeter Geist, die
„Stärke und Innigkeit ihres Gefühls, ihr,
„schon in der zarten Jugend sich kräftig
„aussprechender Charakter, zogen mich fest
„und immer fester zu ihr hin. Bald war
„ich so glücklich, auch ihre Liebe zu gewin=
„nen, und so entstand ein Band, das
„frühe, aber unauflößbar geknüpft wurde.

„Claudine ist die Tochter eines, mit
„einer bürgerlichen Gattin heimlich ver=
„mählten Prinzen, der sich in Neapel auf=
„hielt, und wurde nach dem frühzeitigen
„Tode ihrer Mutter in demselben Institut,
„wo ich war, erzogen. Sie hatte einen
„einzigen, sehr viel älteren Bruder, der

»in der Nähe von Neapel, unter der Auf»sicht seines edlen Vaters zu einem vor»trefflichen Manne ausgebildet wurde. Der »Prinz, nur für das Glück seiner Kinder »besorgt, lebte höchst sparsam, und sam»melte ihnen dadurch ein sehr beträchtliches »Vermögen, das er kurz vor seinem Tode, »seinem damals 31jährigen Sohne ein»händigte, und mit seiner Schwester zu »theilen befahl. Als diese ihr Sechszehn»tes Jahr erreicht hatte, verließ sie mit »Genehmigung ihres Bruders die Er»ziehungsanstalt zu * * *, wo sie seit mei»nem Abgange nicht mehr gerne war, und »begab sich für's Erste zu einer Schwester »ihrer verstorbenen Mutter nach Genf. Ihr »Bruder wünschte noch ein Jahr zu reisen, »und dann wollten sie zusammen in ihr »Vaterland zurückkehren.

»Nicht lange ehe ich meine Flucht be»schlossen hatte, erfuhr ich die Ortsver»änderung von meiner Freundin, mit der

»ich in ununterbrochenem Briefwechsel stand. »Ihr allein vertraute ich meine verzweif»lungsvolle Lage ohne Rückhalt, und er»hielt so schnell als möglich eine Antwort, »die mich in meinem Entschluß bestärkte »und mir die Ausführung erleichterte, in»dem sie mir mit der bereitwilligsten Liebe »ihr Haus als eine bleibende Freistätte »anbot.

»Da ich schon seit meinem achten Jahre »von Genf abwesend gewesen, und erst »am Abend vor unserem Abzug nach Frank»furt dahin zurückgekehrt war, so hatte ich »nicht zu befürchten, dort erkannt zu wer»den. Desto bekannter aber war daselbst »mein Name, den ich daher mit einem an»dern vertauschen mußte.

»In der Nacht, vor dem traurigsten »Tage meines Lebens, vor dem Tage, an »welchem auch du uns verlassen solltest, »wanderte ich, durch einen entstellenden »Anzug unkenntlicher gemacht, zu Fuß bis

»nach der nächsten Poststation. In jene »Gegend war ich nie gekommen, und folg»lich ziemlich sicher, nicht erkannt zu wer»den. Ich verweilte dort, um keine Ei»le zu verrathen, einen Tag, und fuhr »dann Tag und Nacht unausgesetzt bis nach »Genf, das mir zum zweitenmale zur »Heimath wurde, in der mich meine treue »hochherzige Claudine mit der zartesten Lie»be aufnahm, und wie eine zweite Mutter »für mich zu sorgen gelobte.

»Die Anstrengungen der Reise, noch mehr »aber der fürchterliche Gemüthszustand, in »dem ich sie gemacht, hatten meine Kräfte »erschöpft, und kaum angekommen, ver»fiel ich in ein hitziges Fieber, das mich »an den Rand des Grabes brachte. Ich »sah meinem Tode mit großer Freudigkeit »entgegen. Von Dir für dieses Leben »getrennt, wie hätte ich nicht gerne voran»gehen, Dich nicht lieber dort als hier »erwarten sollen! Es war anders beschlossen.

»Nach vier leidensvollen Wochen war ich »außer Gefahr, und bald wieder so weit »hergestellt, daß ich einer völligen Gene= »sung entgegen sah. Was Claudine in »dieser Krankheit für mich gethan, wie sie »mit der innigsten Liebe meine körperlichen »Leiden zu lindern und mein Gemüth zu be= »ruhigen unablässig bemüht war, kann kein »Dank aussprechen. Gott möge es ihr loh= »nen! Ungefähr ein halb Jahr nach meiner »völligen Wiederherstellung kam Claudinens »Bruder von seinen Reisen zurück, um »einige Zeit bei seiner Schwester, die sich »deswegen eine geräumigere Wohnung ge= »miethet hatte, zu verweilen. Er sah mich »täglich, und je mehr ich ihn kennen lernte, »desto mehr mußte ich ihn achten. Daß »ich aber einen Eindruck auf sein Herz »machen könnte, war mir nie in den Sinn »gekommen, um so mehr war ich (ich darf »wohl sagen) bestürzt, als er mir eines »Abends, wo ich einen Augenblick mit ihm

»allein in Claudinens Zimmer war, seine »Liebe bekannte, und mich um meine Hand »auf das Bescheidenste und Zärteste ansprach. »Ich erbat mir von ihm, erst mit seiner »Schwester darüber zu reden.

»Claudine kannte den Zustand meines »Herzens; sie wußte daß ich Dich liebte, »und dennoch war es ihr Wunsch, und zwar »aus den uneigennützigsten Gründen war es »ihr Wunsch, daß ich diese Verbindung ein»gehen möchte, als ein Mittel, mich durch »eine pflichtvolle Thätigkeit wieder mit dem »Leben auszusöhnen.

»Ich dachte und fühlte in diesem Punkt »anders wie sie. Aber ich war ihr zu sehr »verpflichtet, um mich ihren Wünschen nicht »ganz hinzugeben, und das Bewußtseyn, »ihr durch Gehorsam ein würdiges Dank»opfer zu bringen, gab mir die Kraft, einem »Manne den ich hochachten, aber noch nicht »lieben konnte, mein Daseyn zu weihen, »und meine Erinnerungen an Dich, durch

»die ernsteren Pflichten gegen ihn zurückzu»drängen. Meine dankbare Hingebung wur»de aufs reichlichste belohnt.

»Nach meiner bald nachher vollzogenen »Verbindung folgte ich, in Begleitung »meiner schwesterlichen Freundin, meinem »edlen Gatten nach N... Claudine wohnte »abwechslend bei uns und in Genf, wo sie »ein inniges Verhältniß mit der vortreff»lichen Familie ihres nunmehrigen Ver»lobten anzog.

»Mein stilles häusliches Glück wurde nach »der Geburt meiner einzigen Tochter, durch »eine gefährliche Krankheit meines Gatten »unterbrochen. Er erholte sich zwar, blieb »aber von der Zeit an sehr kränklich und »seine Gesundheitsumstände wurden mit »jedem Jahre bedenklicher. Nachdem die be»rühmtesten Aerzte mehrere Jahre alle Heil»mittel vergebens versucht hatten, verord»neten sie ihm die Bäder von ***. Auch »diese blieben leider ohne Wirkung. Sein

»Zustand wurde hoffnungslos, und schneller, »als ich gefürchtet, hatte ich eine zweite »schmerzliche Trennung zu bestehen, in ge»wisser Beziehung vielleicht schmerzlicher als »die erste von Dir. Ich verlor in diesem »edlen Manne nicht allein einen liebenden, »nur für die Begründung meiner äußeren »und inneren Glückseligkeit sich aufopfern»den Gatten; ich verlor in ihm auch den »Vater meiner Tochter. Ach! die Lösung »solcher Bande läßt unheilbare Wunden zu»rück! Gott, der mich schon in früher Ju»gend durch schwere Leiden an die Vergäng»lichkeit alles Erdenglücks gemahnt, und »den Glauben an Unsterblichkeit leben»dig in mir geweckt hat, läßt mich auch in »dem gegenwärtigen Trost und Beruhigung »finden. Der Rückblick auf meine Ver»gangenheit fodert mich zum höchsten Dank, »zur höchsten freudigen Ergebung in seinen »Willen, auf. —

»Auf die Nachricht von dem Hinscheiden

»meines Gatten eilte meine treue Clau»dine zu mir. Ihre Gegenwart wirkte, »wie immer, erhebend auf mein Gemüth. »Sie ist so wie in allen vorzüglichen Eigen»schaften, auch in der treuesten Fürsorge »für mich, ihrem verklärten Bruder so ähn»lich, daß ich mich, so lange ich sie habe, »nicht ganz von ihm getrennt fühle. Ihrer »segenvollen Leitung habe ich mich wieder »hingegeben, wie ich mich seit meiner Ver»bindung der Seinigen hingegeben hatte. »Sie wünschte, daß ich nicht wieder nach »N... zurückkehren, sondern bei ihr in »Genf wohnen solle, was ganz mit meinen »Neigungen zusammenstimmt.

»Erst auf unserer Rückreise hieher erfuhr »ich von ihr, daß, und wie sie Dich ken»nen gelernt habe, und daß Du wieder nach »Genf kommen würdest. Auch daß, und »wie Du Dich in einem Kreise von Liebe »und Freundschaft wunderbar mit ihr herum»gedreht, und endlich in der Letzten einen

»festen Ruhepunkt gefunden, vernahm ich »mit inniger Freude, als den ersten Beweis, »daß wir Beide auch nach 9 jähriger Tren»nung noch harmonisch fühlen. Ich müßte »aufhören, Dich zu lieben und zu achten, »wenn Du sie nicht achten und lieben ge»lernt hättest. Selbst in der zweideutigen, »Mißtrauen veranlassenden Gestalt, in wel»che sie durch Umstände genöthigt vor Dir »erscheinen mußte, konntest Du doch nie »ganz aufhören, an ihre Größe zu glau»ben. Wäre mein geliebter Gatte am Le»ben geblieben, so würde sie mir Deine, »wie dir meine Existenz verborgen haben. »Ich ehre auch hierin ihre Gründe unbe»dingt. Sie ist ein ungewöhnliches We»sen und handelt nach einer ungewöhnlichen »Weise. Man muß ihren männlichen Cha»rakter, ihre strenge Selbstbeherrschung, »die Festigkeit ihrer Grundsätze, ihre hellen »von keiner empfindelnden Schwärmerei »irregeleiteten Ansichten kennen, um zu

»begreifen, wie es ihr möglich war, sich
»mit einem Plane zu beschäftigen, der gleich-
»sam auf dem Tode eines geliebten Bruders
»beruhte. Wer sie nicht ganz kennt, wird
»sie tadeln; indeß ich auch in dieser vor-
»greifenden Handlungsweise nur ein thä-
»tiges, vorurtheilfreies Verarbeiten unab-
»änderlicher Umstände, ein in die Noth-
»wendigkeit sich fügendes besonnenes Be-
»nutzen eines an sich traurigen Ereignisses,
»bewundern muß.

»Diesen Morgen erst hat sie mir entdeckt,
»daß Du bereits wieder hier bist, und daß
»sie mit Sehnsucht den Augenblick unseres
»Wiedersehens erwarte.

»Ich wollte aber erst schriftlich mit Dir
»reden, um Dich und mich darauf vorzu-
»bereiten, und Dir weniger entfremdet zu
»erscheinen. Meine kleine Julie, die Du
»so reich beschenkt hast, freut sich unbe-
»schreiblich, ihren alten Freund wiederzu-

»sehen. Wie ich diese Freude theile, wird »Dir Dein Herz sagen.«

Deine

Julie Lesko
geb. Clary.

Dieser Brief wird Dir, lieber Bernhard, wie mir, alles aufklären, was einer Aufklärung bedarf. Du wirst aber auch, wie ich, in den natürlich scheinenden Zufälligkeiten eine höhere Schickung nicht verkennen.

Daß ich, durch Juliens Aehnlichkeit mit ihrer Mutter anfangs so lebhaft an diese erinnert, später nie wieder auf Vermuthungen kam, die mich einen Zusammenhang hätten ahnen lassen, kommt mir jetzt unbegreiflich vor, und ich kann es wohl nur meinem immer steigenden Interesse für Claudine und der Art, wie sie sich meiner bemächtigte, zuschreiben. So viel ist gewiß: Claudine besitzt eine ganz ausschließliche, unwiderstehliche Kraft, auf andere einzuwirken, und nach ihrer wohlwollenden Ueberzeugung zu lenken. So we-

nig ich das Unerwartetste nur als möglich geahnet, noch weniger erwartet hatte, so gewiß ist es, daß meine Seele, mir selbst unbewußt, durch sie darauf vorbereitet war.

Als ich, den Brief auseinanderlegend, die wohlbekannten Schriftzüge einer geliebten Hand erblickte, war ich entzückt, aber nicht eigentlich überrascht. Mir war, als ob es nicht anders seyn könnte.

Sobald ich ihn gelesen, eilte ich zu Claudinen. Sie und Sendoval erwarteten mich an der Treppe, und gaben mir ihre Theilnahme nur durch Umarmungen kund. Claudine führte mich in ihr Cabinet, wo die kleine Julie, mit ihren Blumentöpfen beschäftigt, meiner zu warten schien. Sie kam mir freundlich entgegen. Geh, mein Kind, sagte Claudine, und führe unsern Freund zu deiner Mutter. — Da war es, als sollte mir der Himmel geöffnet werden. Was ich empfand, ist nicht auszusprechen. Ich folgte schweigend. Der liebliche Genius führte mich durch

drei Zimmer hindurch in ein viertes — in die Arme ihrer Mutter — in die Arme meiner einzig geliebten Julie. — Wo fände ich Worte um diesen Moment zu beschreiben! — Ich habe Dir ehmals so viel von dieser geliebten Schwester erzählt, und Dir ihre äußeren und inneren Vorzüge geschildert; jetzt müßte ich Dir ihr Bild in einem kräftigeren Farbenton ausmalen. Ihre herrlichen Anlagen haben sich rein und groß entwickelt. Aus dem kindlichen, von den ernsten Pflichten des Lebens noch nichts ahnenden Mädchens, ist eine bewährte Gattin, eine würdevolle Mutter geworden.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden über uns Seligen hinweggeschwunden waren, als Claudine und Sendoval zu uns hereintraten, und wir uns zum vierfachen Bunde die treuen Hände reichten.

Du wirst wohl keine Wundererklärung mehr von mir fordern, sagte Sendoval zu mir; denn daß ich an dem scheinbaren Wunder mitgewirkt und das bewußte Blatt in Dein Por-

tefeuille hineingezaubert habe, wirst Du mir gerne glauben und — verzeihen. Nur der unschuldig mitwirkende Blitz, der die Linde beschädigte, unterstützte zufällig unsere Absichten, und gibt uns ein nachahmungswürdiges Beispiel, den Frauen unter allen Umständen gefällig zu seyn. —

In vier Wochen wird Claudinens Trauungsfest mit Sendoval begangen werden. Dann reisen wir alle zusammen nach N... um für Juliens Abzug von dort, das Nöthige zu besorgen und ihr zu erleichtern. Dann wird unser Aller Wohnsitz hier in Genf aufgeschlagen. Was weiter geschehen wird? Ich verlange es nicht zu wissen. Ich betrachte mich jetzt als ein Schooßkind des Glücks, und dieser schöne Glaube wird die herrlichsten Blüthen bringen.

Lieber, treuer Freund, und Sie meine theure Luise, ich fühle Eure warme Theilnahme und drücke Euch dankbar die Hände.

Dein

Constantin B...

Bayerische Staatsbibliothek München

Verbesserungen.

Auf der Seite	38	die 8te	Zeile von unten	ließ: Pastor statt: Postor.
Die	— 67 —	1te	—	ließ: Walmont, statt: Malmont.
Die	— 68 —	1te	—	Walmont, statt: Malmont.
Die	— 77 —	1te	—	ließ: Sehr wie ein, statt: Wie ein sehr.
Die	— 116 —	11te	—	von oben, ließ: sie statt: Sie.
Die	— 191 —	die letzte Zeile in der Note,		ließ: eine, statt: ein.
Die	— 192 —	die letzte Zeile,		ließ: Statue, statt: Statur.
Seite	187.	4te und 5te	Zeile	ließ: rührendsten statt: rührenden.

I.	1.
II.	143.
III.	189.

Gräfin [illegible] Hamilton.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paulus, Caroline,

Erzählungen

Heidelberg 1823

P.o.germ. 1049 nb

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116066-2